

AURELIE KÖNIG

Der
Funke
zwischen
uns

XXL-Leseprobe



© 2025 Laura Linde und Anna-Lena Diel

Alle Rechte vorbehalten.

Vervielfältigung, Verbreitung oder Veröffentlichung – auch

auszugsweise

– nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Urheberinnen.



1. Mai 1788, in der Dauphiné-Region auf einem kleinen Bauernhof nahe der Isère, nordwestlich von Grenoble.

»Keiner sieht uns. Sie sind alle im Haus.« Ich grinste von der Stallgasse aus zu Pierre in den leeren Rinderpferch.

Er hob überrascht den Kopf. »Jeanne, du bist schon da!« Ein Lächeln erhellte sein verschwitztes Gesicht. Natürlich, der fleißige Sohn des Hofbesitzers, immer selbst am Anpacken. Hastig stellte er die Heugabel beiseite und kam auf mich zu. »Ich muss dir was Wichtiges sagen.«

Er griff nach meinen Händen, aber ich tänzelte spielerisch zurück. »Wer zuerst oben ist!«

»Warte«, rief er mir hinterher.

Doch ich spurtete über die fest gepackte Erde auf die Leiter zu. Mit jedem Schritt rückten die Sorgen ein bisschen weiter in die Ferne. Meine Schwester, das Essen für den nächsten Winter. Nur ein paar unbeschwerte Momente.

Die Hühner stoben protestierend auseinander. Hinter mir fluchte Pierre. Wahrscheinlich war ihm eins vor die Füße gelaufen. Umso besser. Lachend rief ich über die Schulter: »Du kriegst mich nicht!« Da war die Leiter zum Heuboden. Ich schnappte nach dem Holz und hechtete nach oben, zwei Sprossen auf einmal nehmend.

»Jetzt warte doch mal!« War da Ärger in seiner Stimme?

Beim ersten Kuss würde der schon wieder verfliegen. Ärger hatte hier nichts zu suchen. Ärger, Sorgen, Probleme, all das gehörte nicht hierher. Das blieb am Fuß der Leiter liegen. Ich

schwung mich über die Kante und sog die krautige, trockene Luft ein, als stünde ich in einem duftenden Lavendelfeld. Im Winter war der Boden leer geworden. Nur ein paar einsame Ballen in den Ecken. Gerade genug, um es sich zu zweit gemütlich zu machen. Die Holzdielen knarrten willkommen heißend. Mein Versteck vor der Welt.

Hinter mir protestierte die Leiter und Pierres Kopf schob sich durch die Öffnung. »Jeanne, dein Vater ist hier. Wir sollten wirklich nicht –«

»Keiner hat uns gesehen«, unterbrach ich ihn augenrollend. »Nur dein Gejammer hört man bis auf den Hof.« Die verärgerte Falte zwischen seinen Augen ernüchterte meine ausgelassene Stimmung. »Ich zieh dich doch nur auf.« Mit einem Seufzer ließ ich mich auf einem der letzten Ballen nieder und klopfte einladend auf den freien Platz neben mir.

»Ich habe Neuigkeiten für dich.« Er setzte sich dazu, das Gesicht wieder freundlicher. Diesmal verhinderte ich nicht, dass er meine Hände nahm.

Heimliche Küsse im Heu mussten wohl ein wenig warten. Ich seufzte leise. Eigentlich war mir nicht nach dem letzten Klatsch und Tratsch aus dem Dorf oder Plänen für den Osterreigen zumute.

Sein Lächeln wurde immer strahlender. Er öffnete den Mund, brachte in seiner Vorfreude aber kein Wort heraus. Mit einem tiefen Atemzug brachte er sich wieder unter Kontrolle. »Du, Jeanne Nadeau, wirst meine Frau.«

Seine Worte waren wie ein Schlag, der mir alle Luft aus den Lungen und den Rest der guten Laune aus dem Kopf presste. »Deine Frau?«, echote ich tonlos.

Enttäuschtes Zucken in seinem Mundwinkel. Nicht die Reaktion, die er sich erhofft hatte. Er rückte noch dichter an mich heran, versuchte es erneut mit einem Lächeln. »Unsere Väter klären gerade die Feinheiten der Mitgift und wenn sie sich einig sind, dann heiraten wir!« Pierre umfasste mein Gesicht mit den Händen und strahlte mich so freudig an, dass mir übel wurde.

»Vater hat mir nichts davon gesagt«, brachte ich hervor.

»Er wusste es nicht.« Pierre grinste wie ein Kind, das eine krude selbstgebastelte Stockpuppe präsentierte. »Ich wollte dich überraschen.«

»Überraschen? Du kannst mir sowas nicht verheimlichen, Pierre!« Ich fasste mir an die Stirn. »Woher soll meine Familie die Mitgift nehmen? Du weißt genau, dass wir nichts haben.«

Mit einem Seufzen zog er mich dicht an sich heran. Er roch nach Stroh und dem ehrlichen Schweiß harter Hofarbeit. »Das hat für dich bald ein Ende. Du ziehst hierher zu uns und wir bekommen den Anbau, und ... Jeanne?«

Ich entzog mich seinem Griff und rutschte ein Stück von ihm ab. Hierher ziehen? Meine Eltern verlassen? Meine kranke Schwester verlassen? Ein Albtraum. »Du kannst so etwas nicht einfach –«

»Sag nichts«, unterbrach er mich. »Ich sehe, dass du nervös bist. Das brauchst du nicht.« Er umfasste meine Hüfte und zog sie an sich. »Sei dir versichert, dass ich dich auch nach der Eheschließung nicht gleich ... bedrängen werde.«

Als wenn das mein Problem wäre. Ich fuhr mir mit den Händen durchs Gesicht und wich von ihm zurück. »Das ist es nicht, Pierre ...«

»Du hattest recht«, fiel er mir schon wieder ins Wort.

»Ich hätte dich in den letzten Wochen nicht so drängen dürfen, ohne zu bedenken, wie ehrlos das wirken musste.« Seine Finger schlossen sich um meinen Arm und zogen meine Hand an seine Lippen. »Ich gehöre nicht zu der Sorte Männer, die einer Jungfrau die Unschuld raubt, um sie dann mit einem Bastard davonzujagen. Ich bin schließlich kein Adliger.«

Ich verdrehte die Augen. »Es ist nichts zwischen uns passiert, Pierre. Von Küssen allein wird eine Frau nicht schwanger.« Bei unserem letzten Treffen hier auf dem Heuboden hatte ich ihn davon abgehalten, seine Hand unter meinen Rock zu schieben. Nicht, weil ich dem Gedanken abgeneigt gewe-

sen war – im Gegenteil gefielen mir sein kantiges Gesicht und sein von der schweren Arbeit gestählter Körper. Er war nicht ohne Grund der begehrteste Junggeselle der Gegend. Ich wollte einfach nicht, dass meine Ausflüge hierher ungewollte Konsequenzen hatten. Ich kam hierher, um meinen Sorgen zu entfliehen, nicht um sie zu mehren.

Seine Hand wanderte meinen Arm hinauf, strich mir über die Haare und hinterließ ein angenehmes Kribbeln auf der Kopfhaut. Er raunte: »Aber wir wollen es beide, oder nicht?«

»Ein bisschen Spaß im Heu ist was anderes als heiraten. Da fragt man vorher!« Ich schüttelte seine verlockende Berührung ab und ehe er etwas erwidern konnte, eilte ich zur Luke und sprang in großen Sätzen die Leiter wieder runter.

Empörtes Flattern. Ich federte den Aufprall geübt mit den Knien ab.

»Jeanne, sei nicht albern!« Pierre stieg hinter mir hinab. »Du weißt genau, dass unsere Ehe das Beste ist, was dir passieren könnte. Und deiner Familie.« Wieder dieses breite, einladende Lächeln, als hätte er die Lösung für all meine Probleme. Dabei hatte er nicht mal im Ansatz begriffen, was eigentlich mein Problem war.

»Ich kann nicht ...« Mir fehlten die Worte, um mich zu erklären. Stattdessen suchte ich in seinem Gesicht nach einem Anzeichen, dass er in all unseren zweisamen Momenten der vergangenen Wochen zugehört hatte, dass er verstand ...

»Wegen deiner Schwester?« Er starrte mich ungläubig an. »Reicht es nicht, wenn du sie besuchen gehst?«

Ich verschränkte die Arme vor der Brust. »Wie sollen meine Eltern die Arbeit alleine stemmen, um alle Mäuler auf dem Hof zu stopfen, wenn sie nicht einmal nachts zur Ruhe kommen können? Und meine Brüder sind noch viel zu jung für die Fronarbeit beim Landherrn.«

»Ich glaube, du überschätzt deine Wichtigkeit.« Er lachte freudlos. »Und so sehr dich deine Besorgnis um das Kind ehrt, ist es nicht dein Problem, sondern ihres.«

»Meinst du wirklich, dass solche herzlosen Worte es mir leichter machen?« Ich wandte mich ab, aber Pierre zog mich in eine Umarmung.

»Wenn es dir so wichtig ist, dann bekommen wir das schon hin. Die Trockenheit gibt sich sicher bald und dann haben wir endlich wieder eine gute Ernte ...« Ein aufmunterndes Lächeln, das seine Augen nicht erreichte. »Mutter sagt immer, dass Schwangere sowieso nicht so hart arbeiten sollten.«

Vor Wut ballte ich die Fäuste, aber es hatte einfach keinen Sinn, mit ihm zu diskutieren. Er hatte auf alles eine Antwort. Wenn ich meine Gedanken sortieren wollte, musste ich alleine sein. Ich zog die Mundwinkel in die Höhe.

Das Lächeln fühlte sich unecht und verkrampft an, aber für Pierre war es offenbar überzeugend genug, denn er drückte mir einen Kuss auf die Stirn und flüsterte in mein Haar: »Es gibt keine andere, die ich mir als Mutter meiner Kinder vorstellen kann. Ich mache dich zur glücklichsten Frau in der ganzen Dauphiné-Region.«

Seine Worte schnürten mir den Hals zu. »Wer sagt, dass ich das überhaupt will?« Ich versuchte, ihn von mir zu schieben, aber sein Griff war viel zu fest.

»Was gibt es daran nicht zu wollen?« Unverständnis mischte sich mit Ungeduld. Endlich ließ er mich los. »Ich dachte, du freust dich.«

»Ich muss nachdenken«, antwortete ich knapp und eilte aus dem Stall. Pierre folgte mir nicht. Zum Glück.

Auf dem Weg über den hufeisenförmig angelegten Hof saß Pierres Mutter. Sie hatte es sich auf der Bank neben dem Eingang des Haupthauses gemütlich gemacht und das Gesicht der zarten Frühlingssonne zugewandt, auf ihrem Schoß ein Buch. Wahrscheinlich eines mit Zeichnungen. Lesen konnte sie kaum besser als der Rest von uns.

Ich machte abrupt kehrt. Zu spät. Sie winkte mich zu sich und erhob sich von der Bank. Zähneknirschend ging ich zu

ihr hinüber. Sie sah mein verschrecktes Gesicht und lachte auf. »So geht es uns allen zuerst. Die Freude kommt später!«

»Bist du sicher?«

Der bittere Unterton in meiner Stimme war wohl etwas zu schneidend, denn ihr Gesicht wurde ernst. »Es ist die wichtigste Entscheidung im Leben einer Frau, an welchen Mann sie ihre Zukunft binden will. Du wärest verrückt, wenn dir das keine Sorge bereiten würde.« Sie drückte aufmunternd meinen Arm.

Ich biss mir auf die Unterlippe, wie immer bei Anspannung, und betrachtete das Buch, das aufgeschlagen auf der Bank lag. Es zeigte die Zeichnung eines Krauts mit gezackten Blättern, die von feinen Haaren übersät waren. »Vielleicht hast du recht.«

Sie tätschelte mir warmherzig die Wange. »Mütter haben immer recht, das wirst du auch bald genug erleben. Und jetzt Schluss mit der Trübsal, du bist doch sonst nicht so ein zaghaftes Ding.«

Sanft schob ich ihre Hand beiseite, ehe sie auf die Idee kommen konnte, mir auch noch wie einem kleinen Kind in die Wange zu kneifen. »Ist Vater noch am Verhandeln?«

Sie nickte. »Dass deine Mitgift ziemlich mickrig ist, muss ich dir wohl nicht erzählen. Aber die beiden sind lange genug befreundet, um eine gute Lösung zu finden.« Ein Augenrollen. »Spätestens, wenn sie ein paar Krüge Bier hinter sich gebracht haben.«

Ich spähte unsicher zum Stall, in dessen Tür Pierre stand. Leise fragte ich seine Mutter: »Sagst du ihm, dass ich dringend nach Hause gehen musste?«

»Sicher. Nichts sortiert die Gedanken so gut, wie ein ordentlicher Fußmarsch.« Sie schaute ebenfalls zu ihrem Sohn. »Er ist ein guter Junge, Jeanne. Du wärst wahnsinnig, seinen Antrag auszuschlagen.«

Ich senkte den Blick. »Vermutlich.«

Sie hob das Buch von der Bank auf und drückte es an ihre Brust. »Ich habe Tage gebraucht, um meinen Mann zu über-

zeugen, Pierres Wunsch auch nur in Erwägung zu ziehen. Freundschaft hin oder her.« Sie schüttelte den Kopf. »Es wäre ärgerlich, wenn ich mir die Mühe umsonst gemacht hätte.«

Ich biss mir auf die Lippe. »Ich habe ihm den Floh nicht ins Ohr gesetzt!«

»Zum Glück. Mit faulen Dirnen, die sich ein bequemes Leben erschleichen wollen, haben wir oft genug zu tun.« Sie lachte wieder, bitterer diesmal. »Der Unfall deines Vaters war einfach Pech. Wenn wir zumindest seiner Tochter aus der Armut helfen können ...«

Ich versuchte, ihr in die Augen zu sehen, aber sie betrachtete eingehend den Einband in ihren Händen. »Wenn dein Mann die Leiter richtig festgehalten –«

»Genug«, zischte Pierres Mutter. »Es hat keinen Sinn, über vergossene Milch zu heulen.« Das Buch knallte mit einem Schlag auf die Bank. Ihr Blick schnellte zu mir. »Ein Mann wie Pierre würde keine mittellose Frau wie dich heiraten. Danke einfach Gott für diese glückliche Fügung.«

Ich atmete tief durch. All die bösen Worte, die ich ihr am liebsten ins Gesicht geschleudert hätte, stritten sich so vehement in meinem Mund, dass ich nicht wusste, welches ich zuerst aussprechen sollte. Meine Zunge war wie blockiert. Vielleicht war das besser so.

Sie kniff mich beherzt in die Wange. »Kluges Kind. Sag deiner Mutter, dass ich sie in den nächsten Tagen besuchen werde, um die Feier zu planen. Ich weiß ja, dass sie Joelles Seite nicht mehr verlässt, seit ...«

»Werde ich«, unterbrach ich sie barsch. »Bis bald.« Mit diesen Worten floh ich vom Hof, ohne mich noch einmal umzusehen. Bevor ich etwas sagen konnte, das ich bereuen würde.

Ich erreichte die Hauptstraße entlang der Isère. Den Winter über hatten sich die Bauernkarren und feinen Kutschen der Reisenden durch die endlos lange, schlammige Pfütze kämpfen müssen. Doch inzwischen hatte das trockene Frühlings-

wetter die tiefen Spurrillen in ausgehärtete Gräben verwandelt, die den Weg nach Grenoble oder ins weit entfernte Lyon zu einem Hindernislauf machten.

Eine solche feine Kutsche stand in einiger Entfernung am Straßenrand. Jemand hantierte vorn an den Pferden herum, wahrscheinlich der Kutscher. Ich wollte niemanden treffen, also verließ ich den Weg und ging an der Uferböschung entlang. Alleine mit meinen Gedanken. Vielleicht konnte ich auf dem Heimweg Kräuter oder ein paar späte Wachtelnester aufstöbern.

Ich hob einen Stein auf und schleuderte ihn in das träge fließende Wasser der Isère. Ein müdes Platsch und er war verschwunden. Matte Kreise bildeten sich um die Stelle, an der er aufgekommen war. Stumm stand ich da und beobachtete, wie sie sich ausbreiteten und allmählich in der Strömung verebhten. Es war unfassbares Glück, dass Pierre mich heiraten wollte. Das konnte meine Chance sein, der Armut zu entkommen. Eigene Kinder nicht in Hunger aufziehen zu müssen. Vielleicht tatsächlich eines Tages genug Geld zusammenzusparen, um mich im Lesen unterrichten zu lassen ... aber der Preis war, dass meine Eltern das einzige erwachsene Paar helfende Hände auf dem Hof verlieren würden.

Ich seufzte bei dem Gedanken an meine Geschwister und setzte mich wieder in Bewegung. Meine nächstjüngere Schwester war erst zwölf, sechs Jahre jünger als ich, und den Großteil des Tages damit beschäftigt, unsere kleinen Brüder von gefährlichem Unfug abzuhalten.

Ein paar pelzige, gezackte Blätter an einem kleinen Strauch weckten meine Aufmerksamkeit. Sie sahen aus wie die aus dem Buch von Pierres Mutter, aber ich hatte keine Ahnung, wofür man sie nutzen konnte.

Ich rieb eines der Blätter zwischen den Fingern und roch daran. Ein krautiger Hauch, aber sonst nichts. Vielleicht war das gar nicht die Pflanze aus dem Buch? Vielleicht war sie sogar giftig? Hastig wischte ich mir die Finger am rauen Stoff meines Rockes ab.

Wenn ich des Lesens mächtig gewesen wäre, könnte ich lesen, was in der Beschreibung stand. Und viel wichtiger: Ich könnte mir gut bezahlte Arbeit in der Stadt suchen, um die Familie so zu unterstützen, anstatt durch eine Ehe mit Pierre.

Frustriert verzog ich das Gesicht und stand wieder auf. Diese Ehe konnte ich unmöglich ausschlagen. So hart die Worte seiner Mutter auch gewesen waren, ich konnte ihnen nichts entgegensetzen. Ich sollte den Mund halten und tun, was sie mir gesagt hatte: dem Herrn für diese wundervolle Chance danken.

Ein energischer Tritt riss ein paar der Blätter von dem geheimnisvollen Strauch. Sie segelten langsam zu Boden und blieben einsam und verloren zwischen ein paar Grashalmen liegen.

Ich rieb meine Stirn. Wenn ich ein Wachtelnest finden wollte, dann sollte ich vielleicht aufhören, wie der letzte Stadttrampel durch das Unterholz zu pflügen.

Wenn ich lesen könnte, dann bräuchte ich nicht auf der Suche nach Nahrung am Ufer entlang schleichen!

Seit Vater und ich letzten Sommer auf dem Marktplatz in Grenoble diesen verfluchten Buchhändler getroffen hatten, ging mir dieser Gedanke nicht mehr aus dem Sinn.

Der Mann hatte dort an seinem kleinen Marktstand Bücher, Schreibpapier und Federkiele verkauft. Er hatte wunderliche Dinge erzählt über eine untergegangene magische Bibliothek im wundersamen Alexandria und über geheime Wahrheiten in der Bibel, die der Klerus und der Adel dem einfachen Volk verschwiegen. Man hielt uns mit Absicht dumm, indem man uns das Lesen und Schreiben vorenthielt. Die Geheimnisse der Bücher sollten fest in den Händen der anderen beiden Stände bleiben, damit unsereins ja nicht das Denken anfangen möge.

Eine Woche später hatten sie ihn am Galgen aufgeknüpft, aber seine ketzerischen Ideen lebten in meinem Herzen weiter und vergifteten seitdem jede meiner Entscheidungen mit dem unstillbaren Wunsch nach Wissen.

Stimmen und das ungeduldige Schnauben eines Pferdes wehten von der Straße zu mir herüber. Die Kutsche war nicht mehr allzu weit entfernt.

Ein Knacken im Gebüsch. Irgendwo vor mir. Vielleicht eine Wachtel?

Noch leiser als zuvor schlich ich voran und wich Ästen aus. Langsam kam ich der Stelle, von der das Geräusch stammte, immer näher.

Nur eine kurze Bewegung verriet mir, wo es hergekommen sein musste: Ein hellgrüner Ärmel streckte sich kurz zwischen den Zweigen. Ein Mann. Er stand zur Straße gewandt und schien mich nicht bemerkt zu haben.

Ich sank in die Hocke und zwang meinen Atem in einen ruhigen, leisen Rhythmus. Warum drückte sich hier jemand im Gestrüpp herum und beobachtete die Straße?

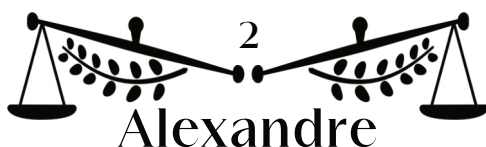
Ein Glänzen zwischen den Blättern. War das ein Säbel?

Ich atmete noch flacher. Bloß kein Geräusch machen. Mein Herz pochte viel zu laut.

Wispern in den Büschen: »Wie lange sitzt der Kerl denn noch auf seinem feinen Hintern?«

Eine zweite Stimme antwortete etwas Unverständliches. Der Mann war definitiv nicht allein.

Merde!



»Verzeihen Sie, Monsieur«, rief der Kutscher erneut. »Ich habe es gleich behoben.«

Seit zwanzig Minuten saß meine Kutsche in dieser gottverlassenen Einöde fest. Irgendetwas am Geschirr der Pferde war während der Fahrt verrutscht oder beschädigt. Jede Minute, die nutzlos verstrich, ließ den Ärger in meinem Bauch höher brodeln.

»Diese Verspätung wird sich in deinem Lohn widerspiegeln«, gab ich zurück.

»Natürlich, Monsieur, natürlich.«

Die Sonne hatte ihren Zenit weit hinter sich gelassen und näherte sich den weißgetünchten Gipfeln der nahen Berge. Um uns herum Äcker und Felder im jungen Frühlingsgrün. Ein frischer Wind bog das Schilf am Ufer der Isère, auf deren Oberfläche kleine Wellen im rötlichen Sonnenlicht blitzten. An einem müßigen Tag hätte ich vielleicht Freude an diesem Ausblick gehabt, doch jetzt fingerte ich erneut meine Taschenuhr hervor. Es war schon zehn nach sechs. Verärgert ließ ich die Uhr wieder zuschnappen und steckte sie weg.

Der heutige Tag war wie verflucht. Eigentlich hätte ich schon gestern unser Stadthaus in Grenoble erreichen wollen, aber ein Zwischenfall nach dem anderen hatte meine Abfahrt immer weiter hinausgezögert. Und nun auch noch das. Schlimmer konnte es kaum noch kommen. Morgen würde ich meine Stelle im Mitarbeiterstab bei einem der Magistrate des Parlements antreten. Ein großer Schritt für jemanden, der sein Studium gerade erst beendet hatte, daher hatte ich geplant, mich zuvor mit den örtlichen Gegebenheiten vertraut zu machen.

Ein Pferd schnaubte und stampfte auf, der Kutscher fluchte atemlos.

Verdammt, das konnte doch nicht so schwer sein! Nichts verachtete ich so sehr wie Inkompetenz. Entschlossen stieg ich aus und ging nach vorn, wo der Bursche an den Lederriemen eines Pferdes herumhantierte.

»Wie lange wird das noch dauern?«

Der junge Kutscher schien unter meinem Blick zu schrumpfen. »Verzeihen Sie, Monsieur, ich habe es sogleich fertiggestellt.«

»Das hast du schon vor zehn Minuten gesagt und doch stehen wir noch immer hier.«

»Verzeihen Sie, Monsieur.«

»Wo genau liegt das Problem?« Ich betrachtete das Ledergeschirr. Obwohl ich nicht viel Ahnung von dieser Thematik hatte, sah es selbst für mich eindeutig schief aus.

»Hier, Monsieur. Dieser Riemen, Monsieur. Also, ähm, er ist durchgeschauert und muss ersetzt werden.« Fahrig deutete er auf die entsprechende Stelle.

»Scheint mir ein simples Unterfangen zu sein. Warum, um Gottes Willen, stehen wir also immer noch hier?«

»Nun, also ... das Problem ist –«

»Mach es einfach fertig, oder erwartest du, dass ich deine Arbeit übernehme?«

»Nein, Monsieur. Natürlich nicht, Monsieur.«

»Dann los jetzt!«

»Sehr wohl, Monsieur.«

»*Merde*«, fluchte ich. So ein Mist! Kopfschüttelnd wandte ich mich ab und massierte meine Stirn, hinter der es vor Ärger pochte. »Ich werde austreten. Wenn ich zurückkomme, hast du es in Ordnung gebracht.« Ich drehte dem Kutscher den Rücken zu und ging fort, hörte dabei jedoch, wie der Bursche unter seinem Atem eine Verwünschung murmelte. Abrupt machte ich kehrt, woraufhin der Kutscher zusammenzuckte.

»Was war das?« Ich baute mich so dicht vor ihm auf, dass er gezwungen war, zurückzuweichen.

»Nichts, Monsieur.«

Ich schwieg zunächst und beäugte ihn von oben herab. Er schluckte nervös und senkte seinen Blick.

»Gut«, sagte ich schließlich und nickte langsam. Der Bursche atmete sichtlich erleichtert auf.

Zufrieden wandte ich mich ab und lockerte meine verspannten Schultern. Wie schön wäre es, wenn ein Vorhaben einfach mal funktionieren würde.

Um mich etwas zu beruhigen, und aus Ermangelung einer anderen sinnvollen Tätigkeit, ging ich die Straße einige Schritte entlang. *Mens sana in corpore sano*, sagte ich mir im Geiste. Ein gesunder Geist wohnt in einem gesunden Körper. Dies hatten schon die Römer gewusst, daher hatte ich vor einigen Jahren begonnen, lange Spaziergänge und Leibesübungen in meinen Alltag zu integrieren.

Neben mir führte ein schmaler Pfad von der Straße weg und zwischen frühlingsgrünen Büschen hinunter zu einem sandigen Uferstreifen der Isère. Ein einladender Anblick. Ich folgte dem Weg, duckte mich unter tiefhängenden Ästen hinweg und achtete sorgsam darauf, dass sich keiner der spitzen Zweige in meiner neuen Perücke verfang. Braunes Echthaar, im Nacken zu einem Zopf gebunden. Ich hatte sie extra für morgen anfertigen lassen, immerhin hatte man nur einmal die Chance, einen guten ersten Eindruck zu hinterlassen. Nach der finalen Anprobe dieses Prachtstückes hatte meine Schwester mit dem für sie typischen kleinen Lächeln gewitzelt, ich würde derart herumstolzieren, dass sie mich kaum noch von einem Reiher unterscheiden könne.

Ich hatte ihr einen genervten Blick zugeworfen, mein Schmunzeln aber nicht ganz unterdrücken können. »Du irrst. Ich sehe mich eher als Kranich.«

»Immer musst du das letzte Wort haben.«

»Blödsinn.«

Ach, Letti ... es war mir schwergefallen, meine kleine Schwester wieder einmal zurückzulassen. Als Kinder hatten wir so viel Zeit miteinander verbracht, wie es mir meine schulische Ausbildung erlaubt hatte. Unser Kindermädchen hatte immer wieder schmunzelnd gesagt, dass wir wie zwei Magnete seien. Damals hatte Letti sich nachts oft in mein Bett geschlichen, bis Vater es verboten hatte, da es unanständig wäre.

Nun war sie eine junge Frau und würde bald heiraten, Vater sah sich längst nach einer passenden Partie um. Zum Glück lag sein Fokus auf meiner Karriere, was Letti ein wenig Freiheit bei der Auswahl ihres zukünftigen Ehemannes erlaubte. Allerdings befürchtete ich, dass ihm bald die Geduld ausgehen würde, wenn sie noch mehr Bewerber ablehnte.

Du musst dich endlich entscheiden, hatte ich Letti beim Abschied zugerufen, *sonst verheiratet er dich tatsächlich noch mit diesem Schotten*.

Mir stellten sich auch jetzt sämtliche Nackenhaare auf, wenn ich mir nur vorstellte, dass meine süße Schwester einen barbarischen Hinterwäldler ehelichen müsste. Vater dachte in dieser Sache natürlich strategisch und sah bloß den Adelstitel des Schotten und vor allem das große Landgut in der Nähe von Paris, das die McLennans besaßen.

Letti hatte mir beruhigend auf die Schulter geklopft und erwidert, Vater hätte keinen Grund, sie derart zu verschachern. Nicht, solange er einen Sohn wie mich besäße, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, unserem Familiennamen weiteren Glanz zu verleihen.

Die Erinnerung ließ mich lächeln.

Ich erreichte den Uferstreifen. Rechts von mir sang im nackten Geäst ein einsamer Vogel. Die höchsten Gipfel der umgebenen Berge warfen bereits lange Schatten und schwindendes Licht funkelte auf sanften Wellen. Das Wasser strebte weiter, immer voran, genauso wie ich.

Großvater hatte unserer Familie mit seinen Verdiensten in der Armee den langersehnten Adelstitel erkämpft. Vater hatte

unser Ansehen ebenfalls mit dem Säbel in der Hand gefestigt. Nun war ich an der Reihe. Ich würde das Prestige unserer Familie mehren, indem ich mir einen Namen als Jurist machte.

Rechte sind Waffen, hatte Vater stets gesagt. *Und du wirst lernen, dich ihrer zu bedienen.*

In Zeiten wie diesen waren Anwälte die besten Freunde von uns Adligen. Vorteilhaft, wenn man gleich einen in der Familie hatte, um die eigenen Privilegien zu sichern. Die steigenden Preise machten inzwischen nicht nur der einfachen Bevölkerung zu schaffen, sondern auch uns Adligen. Immer mehr Adelsfamilien gerieten in finanzielle Not, weil sie nicht in der Lage waren, jene Abgaben wieder einzufordern, die ihre Großväter in sorgloseren Tagen hatten schleifen lassen.

Wütende Rufe von mehreren Männern hallten von der Straße zu mir herab, ein Pferd wieherte. Verwundert wandte ich mich um. Obwohl die Büsche noch weitgehend kahl waren, konnte ich kaum etwas erkennen. Dann hörte ich das Geräusch von Kutschenrädern und Pferdehufen auf festgetretenem Boden.

»Moment!«, rief ich entrüstet und eilte den Pfad zurück. Als ich die Straße fast erreicht hatte, sah ich die Kutsche vorbeirattern. Ich konnte es nicht fassen, dass der Kerl einfach ohne mich verschwand, besaß er denn keinerlei Anstand?

»Stehenbleiben!« Ich brach durch das Gebüsch hinaus, eilte der Kutsche nach. Doch anstatt zu halten, trieb der Bursche die Pferde nur noch mehr an. Vollkommen fassungslos blieb ich stehen und starrte ihm nach.

»Na, was haben wir denn da?«

Ich schnellte zur Stimme herum und sah mich einem halben Dutzend Männern gegenüber. Abgetragene Kleidung, mehrfach geflickt. Sie waren mit Messern und Keulen bewaffnet, einer hielt sogar einen Säbel, alt und schartig.

Wegelagerer! Schrecken überkam mich, vermischt mit Empörung. Immer wieder hatte Vater darüber gewettert, wie faul das einfache Volk geworden war – verlegte sich lieber aufs Betteln und Diebstahl, anstatt sein Brot mit ehrlicher Arbeit

zu verdienen. Und nun versuchten diese Kretins tatsächlich, mich auszurauben!

Trotzdem war ich mir bewusst, dass ich in höchster Gefahr schwebte. Diese Männer waren wie Straßenköter: beschränkt, aber sie konnten einem durchaus an die Kehle springen. Die würde ich nicht so einfach einschüchtern können wie diesen treulosen Kutscher.

Meine Gedanken rasten, aber sie durften meine Angst nicht sehen. Also straffte ich mich und ließ meine ganze Adelswürde auf diese flohverseuchten Männer wirken. »An eurer Stelle würde ich mir genau überlegen, was ich tue.«

Die Männer kreisten mich ein und lachten hämisch. Der Kerl mit dem Säbel baute sich zwei Schritte vor mir auf. Seine Schultern waren breit wie ein Kleiderschrank, seine Augen blitzten verschlagen. Kalt blickte ich ihm entgegen.

Mit einem Grinsen richtete er seinen Säbel auf mich. »Die Kutsche ist weg, aber wie es scheint, bleibt uns noch ein Trostpreis. Na, Bürschchen, willst du nicht um Gnade winseln?« Er duzte mich, eine Beleidigung. Reflexartig wollte ich ihn zu rechtweisen, schluckte die Worte jedoch herunter.

Die Spitze seines Säbels war inzwischen so nahe an meinem Gesicht, dass ich die Scharten im Metall erkennen konnte. Trotz ihres ramponierten Zustandes wirkte die Klinge unangenehm scharf. Mein Herz klopfte noch schneller, meine Gedanken waren jedoch klar wie immer.

Aus den Augenwinkeln heraus beobachtete ich die anderen zerlumpten Gestalten, die sich in meinem Blickfeld befanden. Sie grinsten, schienen jedoch abzuwarten. Sorge bereitete mir, was hinter meinem Rücken geschah. Mein Nacken prickelte bei der Vorstellung, dass jederzeit einer von ihnen vorspringen und mir ein Messer ins Fleisch stoßen könnte.

Ich schüttelte die Vorstellung ab, konzentrierte mich wieder auf den Mann vor mir, der anscheinend ihr Anführer war. »Mit diesem Überfall habt ihr einen Fehler begangen«, sagte ich. »Meine Familie ist adlig. Wie unangenehm die daraus er-

wachsenen Folgen sein werden, hängt davon ab, was ihr jetzt zu tun gedenkt.«

Meinen Worten folgte bellendes Gelächter. Verärgert presste ich meine Kiefer aufeinander.

»Wie hübsch das Bürschchen reden kann«, frotzelte der Anführer.

»Sicherlich habt ihr auf dieser Straße schon viele Kutschen überfallen«, fuhr ich fort. »Und wart damit recht erfolgreich.«

Der Mann deutete eine spöttische Verbeugung an.

»Und wieso auch nicht?« Ich setzte ein gönnerhaftes Lächeln auf. »Wer interessiert sich schon für ein paar überfallene Bürger oder Postkutschen?«

Der Mann trat auf mich zu und tippte mit dem Säbel gegen meine Perücke. »Hübsches Ding. Wie teuer das wohl gewesen sein mag?«

Ich zwang mich, nicht auf dieses respektlose Verhalten zu reagieren, sondern sprach weiter: »Einen Adligen zu berauben, wird jedoch Konsequenzen haben.«

Der Mann schien von meinen Worten unbeeindruckt. Weiterhin grinsend ließ er den Säbel an meinem Kopf herabwandern. Das kalte, scharfe Metall schabte über mein Ohr. Ich unterdrückte den Drang zurückzuweichen, konnte ein Zusammenzucken jedoch nicht verhindern. Der Mann lachte leise. Die Klinge glitt weiter über meine Schulter und am Ärmel meines Justaucorps entlang.

»Hübscher Mantel.« Der Wegelagerer legte den Kopf schräg. »Für mich leider zu schmal. Alphonse, wäre das nicht etwas für dich?«

Zur Antwort erhielt er ein Knurren und lachte auf.

Betont gelassen schob ich den Säbel von meinem Ärmel weg, wobei mir der Pulsschlag bis in die Fingerspitzen klopfte. »Wenn ihr mich umbringt, wird die *Maréchaussée* gezwungen sein, der Sache nachzugehen. Polizisten werden die Straße patrouillieren und zukünftige Raubzüge erschweren. Die Tage leicht verdienter Münzen wären vorbei.«

Der Mann bleckte die Zähne. »Wie viel haben die Schuhe gekostet?« Er stach mit dem Säbel nach meinem Fuß, ich sprang zurück. Zum Glück! Dort, wo eben noch mein Fuß gestanden hatte, scharrte die Klinge über den Boden.

»Oder dieses Ding?« Wieder schnellte der Säbel vor, wieder wich ich zurück, nur knapp verfehlte er meinen Oberarm. Mein Mund wurde trocken, hektisch sah ich mich aus den Augenwinkeln um.

»He, mal langsam, Benoît.« Einer der anderen Männer legte eine Hand auf den Arm des Mannes. »Die Kleidung ist nichts mehr wert, wenn du sie kaputt machst.«

Der mit Benoît angesprochene Mann riss sich jedoch los. »Wir hungern!«, brüllte er. »Und adlige Schweine wie der geben ein Vermögen für Perücken und Firlefanz aus.« Seine Faust schoss vor und rammte sich mir in den Magen. Keuchend wankte ich zurück, wäre beinahe in die Knie gegangen.

Er spuckte vor mir in den Sand. »Durchsucht ihn.«

Sie kamen auf mich zu. Die Männer lachten und spöttelten, während mir mein Puls in den Ohren hämmerte. Mir wurde kalt vor Angst, panisch sah ich mich nach einem Fluchtweg um.

Eine Faust schoss vor, traf mich mitten ins Gesicht, ich schmeckte Blut. Dann traf mich noch ein Schlag und noch einer. Ich krümmte mich zusammen. Jemand riss mir meine Perücke vom Kopf. Trotz allem schnellte meine Hand reflexartig vor, um sie festzuhalten, lachend wurde sie beiseite geschlagen. Hände zerzten grob an mir, zogen mir meinen Justaucorps aus. Ich versuchte, mich zu wehren, doch Schläge prasselten auf mich ein, brachten mich zur Besinnung. Ich hatte keine Wahl, als die Lippen aufeinanderzupressen und zu beten, dass ich dies hier irgendwie überlebte.

Sie rupften mir das Hemd vom Leib, sogar mein Unterhemd. Ein Tritt in den Bauch und zerrende Hände ließen mich zu Boden stürzen. Bedrohlich ragten sie über mir auf. Sie nahmen mir meine Schuhe, sogar die Socken. Halbnackt lag ich vor ihnen im Dreck. Meine Wangen brannten vor Scham.

Die Panik schnürte meinen Hals zu. Ich wollte nicht auf dieser dreckigen Straße krepieren!

Endlich ließen sie von mir ab. Rasch rappelte ich mich auf, nur mit Kniehosen bekleidet stand ich da. Spitze Steinchen bohrten sich in meine Fußsohlen, kalte Luft strich über meine Brust und meinen unbedeckten Kopf.

Der Anführer trat auf mich zu. Die Klinge blitzte im Sonnenlicht. Meine Knie bebten, doch ich blieb, wo ich war, sah dem Anführer der Wegelagerer hochoberhobenen Hauptes entgegen, während meine Brust sich im verräterisch schnellen Takt hob und senkte.

»Knie dich hin, Bürschchen«, knurrte er.

»Nein«, gab ich zurück. Was auch geschah, meinen Stolz würde ich mir nicht von ihnen nehmen lassen.

Der Mann grinste, als habe er genau auf die Antwort gehofft, und holte mit dem Säbel aus.

»Wenn ihr einen Adligen ermordet, wird man euch jagen«, stieß ich hervor. »Ist es das wirklich wert? Sicherlich habt ihr Familien, wer versorgt eure Kinder, wenn die *Maréchaussée* die Straße überwacht?«

Der Mann rümpfte die Nase, hielt aber tatsächlich inne.

Der andere, der ihn eben schon zurückgehalten hatte, trat zu ihm. »Benoît ...«

Rasch sprach ich weiter. »Meinen toten Körper verschwinden zu lassen, brächte nichts, im Gegenteil. Mein Kutscher wird diesen Überfall melden, eure Tage wären gezählt. Wie gesagt: Das Ausmaß der Konsequenzen bestimmt allein ihr.«

Hinter mir lachte jemand kalt auf. »Am Ende verspricht er uns noch, auch niemandem von unserem kleinen Tête-à-Tête zu verraten.«

»Was ich berichten könnte, ist nicht von Belang.« Ich schluckte. »Ihr mögt schon viele Reisende überfallen haben, doch einen Adligen zu ermorden, ist etwas ganz anderes.«

Benoît knirschte mit den Zähnen. Verachtung trat in seinen Blick, sein Körper spannte sich an.

»Mit dem Verkauf meiner Kleidung könnt ihr viel Geld machen.« Ich hasste mich für das Zittern in meiner Stimme. »Die Perücke besteht aus Menschenhaar, die ist ein kleines Vermögen wert. Aber was brächte euch dieser Reichtum, wenn euch mein Tod so viele Probleme bereitet, dass ihr das Geld gar nicht mehr nutzen könnt?«

Ich sah Benoît an und er starrte zurück. Der Moment schien sich zur Unendlichkeit zu dehnen, ich wagte kaum zu atmen.

Plötzlich stieß Benoît ein wütendes Schnaufen aus, ließ den Säbel aber sinken. Erleichterung durchflutete mich. Da schoss Benoîts Faust vor, knallte mir mitten ins Gesicht. Ich wankte zurück, presste die Hände gegen meine Lippen, schmeckte Blut.

»Kommt«, knurrte er. Dann Schritte. Im Vorbeigehen trafen mich weitere Hiebe, auch einige Tritte. Ich wankte, wäre beinahe gestürzt, schaffte es aber irgendwie, auf den Beinen zu bleiben.

Die Wegelagerer entfernten sich. Und ich lebte noch.



Ich wartete mit wild klopfendem Herz in den Büschen, bis sich die Wegelagerer sicher aus dem Staub gemacht hatten.

Vorsichtig spähte ich über das Gestrüpp. Der Mann, den sie überfallen hatten, rappelte sich mühsam auf. Bis auf seine Kniebundhosen war er nackt. Selbst sein Kopf. Kein Wunder, der Erlös aus dem Verkauf einer gut gepflegten Perücke konnte eine ganze Familie durch den Winter bringen.

Ich duckte mich wieder tiefer in das Unterholz. Der Mann schien nicht verletzt, und es war zwar noch Frühling, aber die späte Nachmittagssonne war warm genug, dass er nicht erfrieren würde. Vielleicht tat das seinem überheblichen Getue sogar gut. Nichts, das mich interessieren – Knack. Ein morscher Ast, der sich in meiner Kleidung verfangen hatte.

»Wer ist da?«

Ich erspähte durch die frisch gesprossenen Zweige der Sträucher, wie der Mann ein paar Schritte in meine Richtung stolperte. Er schwankte, sein Atem unregelmäßig und das Gesicht schmerzverzerrt, aber er biss die Zähne zusammen, richtete sich zu seiner vollen Größe auf und reckte stolz das Kinn vor.

Ich erwog kurz, ob ich einfach weglaufen sollte, aber das fühlte sich falsch an. Ich würde nicht vor einem dämlichen Adligen davonrennen. Erst recht nicht vor einem Verwundeten. Also stieg ich durchs Unterholz die Böschung hinauf, straffte meine Schultern und trat ihm mit ebenso hochoberem Haupt entgegen. »Ich. Ich bin hier.«

Jung war er. Nicht viel älter als ich. Mit schlanken, aber festen Muskeln. Zu schlank für einen hart schuftenden Bauern-

jungen, auch wenn er durchaus nett anzuschauen war. Wo seine Haut nicht von den Schlägen der Wegelagerer gerötet war, hatte sie diesen eleganten, alabasterfarbenen Teint, den viele Adlige und reiche Kaufleute hatten, weil sie kaum Zeit mit echter Arbeit in der prallen Sonne verbrachten. Das Blut, das aus seiner aufgeplatzten Lippe floss, zeichnete sich hervorragend davon ab.

»Eine Bauerntochter«, stellte er resigniert fest und wischte sich unwirsch über das Kinn. Er betrachtete das Blut an seinen Fingern und betastete vorsichtig seine Lippe.

Eine Falte grub sich zwischen meine Augenbrauen. »Verzeih meine minderwertige Abstammung«, gab ich zurück und deutete einen spöttischen Knicks an. »Brauchst du nun Hilfe oder kann die Bauerntochter wieder ihren simplen Pflichten nachgehen?«

»Monsieur, meinst du.« Sein Blick glitt suchend über den Boden um ihn herum.

Ich blinzelte verdutzt. »Wie meinen?«

»Die korrekte Anrede ist ‚Monsieur‘.« Er betonte jedes Wort so, als sei ich begriffsstutzig. Offenbar war seine Suche erfolglos geblieben, denn er verzog das Gesicht und wischte sich die blutigen Finger an der Hose ab.

»Ich bitte höflichst um Verzeihung für diesen Fauxpas, *Monsieur*.«

Ein Stirnrunzeln verriet mir, dass ihm der spöttische Tonfall nicht entgangen war. »Ich brauche einen Mantel«, sagte er, statt mich zurechtzuweisen. Offenbar hatte ich es geschafft, meinen Spott gerade gut genug im Zaum zu halten.

»Wollen Sie nach Grenoble? Dort bekommen Sie sicherlich einen formidablen neuen Mantel.«

Für einen Moment weiteten sich seine Augen, dann hatte er sich wieder im Griff und strafte mich mit einem missbilligenden Blick. »Ich kann unmöglich in diesem Zustand nach Grenoble gehen.« Seine Stimme blieb gelassen, nur seine Hand strich scheinbar unwillkürlich über sein kurzgeschorenes

Haupt und verriet sein Unwohlsein. Dann hob er auffordernd die Augenbrauen. »Es ist kalt. Ich brauche Kleidung.«

Allmählich dämmerte mir, was er wollte: *meinen* Mantel. Aber statt seiner unausgesprochenen Bitte nachzukommen, sah ich mich demonstrativ auf der leeren Straße um. »Ich fürchte, dass Sie dieses Anliegen an die freundlichen Herren herantragen müssen, deren Gesellschaft Sie vor Kurzem genießen durften.«

»Die Bauerntochter hat Sinn für Humor.« Allmählich war der Ärger in seiner Stimme unüberhörbar. »Lass die Späße und gib mir deinen Mantel.«

Ich konnte mir ein Grinsen nicht verkneifen und ließ meinen Blick deutlich an seinem Körper herunter und wieder hinauf wandern. »Dabei ist der Mai doch so mild und bietet eine derart schöne Aussicht.«

Seine Lippen wurden schmal. »Du hast wohl keinen Sinn für das richtige Maß, Bauerntochter?« Er deutete auf die Bänder, die meinen Mantel am Hals zusammenhielten. Seine Stimme war scharf. »Gib mir deinen Mantel!«

Den Mantel hatte Mutter mir erst im vergangenen Winter gegeben und ich hatte viele Abende im Schein der Talgkerzen damit zugebracht, die Mottenlöcher zu stopfen und den ausgefransten Saum zu versäubern. Und dieser verwöhnte Schnösel verlangte so selbstverständlich danach, als wäre dieser Mantel nichts weiter als ein Ast vom Wegrand, mit dem er sich Unrat vom Fuß kratzen wollte.

Alles in mir sträubte sich dagegen, ihm zu gehorchen. Aber ich war kurz davor, bei meinem Balanceakt das Gleichgewicht zu verlieren und mir ernsthafte Konsequenzen einzuhandeln. Wenn er den Adligen kannte, dem unser Land gehörte, konnte er mit Leichtigkeit die Pacht für unseren Hof in die Höhe treiben lassen oder Schlimmeres. Ich reckte mein Kinn vor und hielt seinen Blick mit meinem fest. Langsam öffnete ich eine Schnur nach der anderen, zog mir das warme Kleidungsstück von den Schultern und hielt es ihm entgegen.

Er hielt meinem Blick stand und rührte sich nicht. Stattdessen streckte er auffordernd die Hand aus. Wir standen zu weit auseinander, sodass er den Mantel nicht erreichen konnte. Sein Arm blieb auffordernd ausgestreckt.

Wir starrten uns eine Weile stumm an, bis sich seine Brust vom Ärger immer stärker hob und senkte und seine Wangen fest und kantig wurden, weil er die Kiefer immer stärker aufeinanderpresste.

Also gab ich nach und machte die nötigen Schritte auf ihn zu, aber als er den Mantel fast zu fassen bekam, ließ ich ihn los – wie erwartet machte er aus Reflex einen Schritt vor und bückte sich nach dem fallenden Kleidungsstück.

Sein zorniger Blick zuckte zu mir hoch. Ich schlug die Hand vor den Mund, wie ich es bei einigen Damen aus feiner Gesellschaft auf dem Markt in Grenoble gesehen hatte, und flatterte mit den Augenlidern. »Bitte verzeihen Sie, Monsieur, ich bin so ungeschickt!«

Er atmete tief durch und zwang sich ein angestrengtes Lächeln auf die Lippen. »Schon gut. Von einem Huhn erwarte ich auch nicht, dass es Wolle gibt.«

Ich holte Luft, um ihm eine Erwiderung an den Kopf zu werfen, aber er kam mir zuvor: »Hast du auch einen Namen, Bauerntochter? Und einen Hof, zu dem du gehörst?«

Meine Kiefer mahlten so fest aufeinander, dass es mir schwerfiel, die Worte zwischen ihnen hervorzupressen: »Jeanne ist mein Name. Mein Vater ist Bauer Nadeau.«

»Wenn du allein auf dieser Straße unterwegs bist, dann ist sein Hof in der Nähe?«

»Sicher«, antwortete ich knapp und überlegte, wie ich es diesem arroganten Arsch heimzahlen konnte, mich mit einem Huhn verglichen zu haben.

Er betrachtete mich mit einer ungeduldigen Erwartung, als sei er es gewohnt, dass man jeden seiner Wünsche erriet, ehe er seinen eigenen Mund bemühen musste. Mein Blick blieb flüchtig an seinem Gesicht hängen. Zumindest war es ein an-

sehnlicher Mund mit wohlgeformten Lippen. Ich schmunzelte, als mir die wachsende Schwellung an seiner aufgeplatzten Unterlippe auffiel. Adlige waren wohl auch nicht vor einer dicken Lippe gefeit.

»Offenbar nicht.«

Ich legte überrascht den Kopf schief. »Wie meinen?«

Er zog eine Augenbraue hoch. »Offenbar hast du deinen Heimweg vergessen.«

»Natürlich weiß ich, wie ich nach Hause komme.«

»Na dann ...« Er deutete die Straße entlang. »So weise mir den Weg.«

Alles in mir sträubte sich dagegen, diesen herablassenden Arsch zu unserem Hof zu führen. Nahmen uns seinesgleichen nicht wirklich schon genug? Er hatte sich schon meinen Mantel unter den Nagel gerissen, was wollte er bei mir zu Hause?

Wieder spannten sich seine Kieferknochen an. Er schien Mühe zu haben, seine Ungeduld im Zaum zu halten.

Ein Anflug von Genugtuung.

Schließlich sagte er: »Du willst dir also keinen Lohn verdienen?«

Sein Tonfall war beherrscht, aber mit einem gereizten Unterton. Also verschränkte ich die Arme vor der Brust, halb um seine Geduld weiter zu strapazieren, halb um zu verbergen, wie hellhörig mich seine Worte gemacht hatten. »Sprechen Sie nur weiter.«

Ein Blitzen in seinen Augen verunsicherte mich. War das Ärger oder Triumph, weil er endlich eine Sprache gefunden hatte, die mich aufhorchen ließ? »Was gibt es da zu sprechen?« Seine Gesichtszüge entspannten sich merklich, auch wenn er das hinter Gleichgültigkeit zu verbergen versuchte. »Du bist mir behilflich und ich entlohne dich und deine Familie angemessen, sobald ich mein Haus in Grenoble erreicht habe.«

»Wie viel?« Kaum hatte ich die Worte ausgesprochen, bereute ich sie schon. Man durfte den Würfelbecher nicht zu

früh heben, aber das war noch nie meine Stärke gewesen. Weder im Spiel noch im wahren Leben. Ich reckte das Kinn noch ein Stück vor, um meine Schwäche zu verbergen.

Es nützte nichts. Seine Mimik wurde noch ruhiger, nur ein kleiner Triumph zupfte an seinen Mundwinkeln. »Das hängt davon ab, wie lange es dauert, bis ich mich in anständiger Kleidung wiederfinde.«

Warum hatte ich nur meinen Mund nicht halten können? Ich ersparte mir die aussichtslose Diskussion und setzte mich in Bewegung. Was für ein unerträglicher Zeitgenosse. Ich konnte es nicht abwarten, ihn wieder aus meinem Leben verschwinden zu sehen.

Das Sonnenlicht wandelte sich von einem fröhlichen Gelb allmählich zu einem immer satteren Orange. Die langen Schatten der Berge strichen wie Finger über die Landschaft. Nicht mehr lang, dann würde der Abend hereinbrechen.

Anders als ich war der Adlige es offensichtlich nicht gewohnt, barfuß zu laufen. Wir kamen langsamer voran, als ich erwartet hatte. Er gab sich große Mühe, seine stoische Miene aufrechtzuerhalten und nicht allzu offensichtlich den Blick auf den Boden gerichtet zu halten, um spitzen Steinen und Unrat auszuweichen. Immerhin beschwerte er sich nicht.

Als wir den Hof erreichten und er sich beim Anblick unserer heranstürmenden Hofhunde unwillkürlich versteifte, konnte ich mir ein hämisches Grinsen jedoch nicht verkneifen. Seine ausdruckslose Miene hielt stand, aber sein Blick zuckte wachsam über die beiden muskulösen dunklen Leiber, die ihm deutlich übers Knie reichten. Sie umrundeten uns, drückten ihm ihre Nasen schnuppernd gegen die Hüfte und Hände, während sie an mir mit freudig angelegten Ohren hochsprangen.

Meine jüngeren Geschwister unterbrachen ihr Spiel auf dem Platz vor dem Haus und schauten neugierig zu uns herüber.

Normalerweise begrüßte ich die Hunde nur kurz, wenn ich nach Hause kam. Diesmal griff ich ihre großen Schädel abwechselnd, beugte mich zu ihnen herunter und wisperte ihnen freundliche Begrüßungsworte zu. Ich konnte der Genugtuung nicht widerstehen, den Adligen so lange wie möglich in dieser Situation gefangenzuhalten.

Vom Haus her ertönten die grüßenden Stimmen meiner jüngeren Geschwister, die uns nun entgegenkamen. Mit einem liebevollen Klaps jagte ich die beiden Wachhunde zurück zu den Kindern.

Mein Herz sank ein wenig, als ich entdeckte, dass nur Joceline und unsere beiden Brüder draußen waren. Von Joelle war nichts zu sehen.

»Ist das hier ... der Hof von Bauer Nadeau?« Die Stimme des Adligen klang erschrocken, fast vorwurfsvoll.

»Wäre ein königliches Anwesen mehr nach Ihrem Geschmack gewesen, Monsieur?« Obwohl ich meinen Kopf hoherhoben hielt, versetzte mir seine offensichtliche Abneigung einen Stich. Ich dachte an die feinen, mehrstöckigen Häuser in Grenoble und zum ersten Mal in meinem Leben fühlte ich Scham, als ich das Häuschen betrachtete, in dem unsere Familie wohnte. Vor einigen Jahren, als die Ernten noch nicht so schlecht gewesen waren, hatten wir Blumenmuster daran gemalt. Jetzt klammerten sich ihre blassen, verwitterten Schatten an die letzten, von Grünspan und Ruß verschmierten Reste bröckeliger Farbe. Man konnte nur noch erahnen, dass die verzogenen, grau angelaufenen Fensterläden einmal von Vater sorgsam eingepasst und von mir rot gestrichen worden waren. Damals, als Vaters Bein noch gesund gewesen war.

Meine Geschwister erreichten uns. Alle drei hatten die gleichen dunkelroten Locken, nur umrahmten sie kurz geschnitten die Kindergesichter meiner Brüder, während Joceline ihres genauso wie ich zu einem langen Zopf geflochten trug. Mein jüngster Bruder umschlang zur Begrüßung mein Bein

und spähte misstrauisch an meinem Rock vorbei zu dem Fremden, den ich mitgebracht hatte. Der drei Jahre ältere Jacques blieb mit etwas Abstand zu uns stehen und starrte in unverhohlenem Misstrauen. Joceline, die gerade erst die Schwelle zwischen Mädchen und Frau erreicht hatte, gab ihm im Vorbeigehen einen Klaps gegen den Hinterkopf und zischte: »Zeig ein wenig Anstand.«

Bevor sie den Adligen begrüßen konnte, legte ich ihr den Arm um die Schulter und zog sie ein wenig zur Seite, so gut ich das eben mit einem Kind am Oberschenkel vermochte. »Kannst du mit den Kindern noch mal die Felder kontrollieren gehen? Etwas Ruhe für ein Gespräch unter Erwachsenen wäre nicht verkehrt.«

Sie stöhnte enttäuscht auf. »Immer ich.«

»*Merci*«, murmelte ich zurück und drückte ihr einen Kuss auf das rotbraune Haar.

Joceline trat im Vorbeigehen gegen ein Büschel Unkraut, das sich aus der dicht gepackten Erde gezwängt hatte. Es ärgerte sie, aus Erwachsenenangelegenheiten ausgeschlossen zu werden, aber es war mir wichtig, dass sie und die anderen beiden nicht zu viele Fragen stellen konnten. Bis auf den Hunger im Winter waren sie hier glücklich und fleißig. Ich wollte nicht, dass sie mitbekommen mussten, wie sehr unser Leben diesen affektierten Fremden zu schockieren schien.

Ein kurzer prüfender Blick in den Himmel ließ diesen Wunsch in weite Ferne rücken. Die Sonne neigte sich bereits tief in Richtung des Horizonts. Auf dem Weg war keine Spur von Vater zu sehen. Nicht mehr lange, dann würde der Fremde wohl oder übel bei uns übernachten müssen, um nicht im Dunkeln auf der Straße herumzuirren.

Er war inzwischen bis zur Haustür weitergegangen, also eilte ich ihm hinterher, schob die knarrende Holztür auf und trat zur Seite. »Bitte sehr, nach Ihnen, Monsieur.«

Er musterte mich abschätzend. Ob ihn meine plötzliche Höflichkeit misstrauisch machte?

Mit einem Schulterzucken meinte ich: »Die Kälte wird nicht weniger, wenn Sie länger hier draußen warten.«

»Mit Mantel lässt es sich aushalten«, erwiderte er und drängte sich an mir vorbei in den einzigen Raum, den es in diesem Haus gab.

Ein Hauch von kostbarem Duftwasser stieg mir in die Nase, begleitet von einem anderen, der mich unwillkürlich tiefer einatmen ließ. Buchleder. Zum Glück bemerkte er es nicht.

Er stutzte kurz und starrte den leeren, kleinen Schweinepferch an der linken Wand an. Mit einem Kopfschütteln fing er sich wieder und ging ein paar Schritte weiter. Schon hatte er den großen, von Bänken gesäumten Tisch erreicht, der das Zentrum unseres Hauses bildete.

»Mutter?«, fragte ich ins Halbdunkel hinein.

Mutter saß am Kopfende im fahlen Schein der Talgkerze und hatte ihren Kopf zwischen dem halb geschnittenen Gemüse auf die Tischplatte gelegt. Wahrscheinlich war sie wieder während der Arbeit eingedöst. Die Nächte mit der Pflege seines kranken Kindes zu verbringen, war nicht sonderlich erholsam.

Leises Knurren drang dem Adligen von der Kopfseite des Raumes entgegen, dort wo unser Nachtlager auf mehreren zusammengezimmerten Holzrahmen aufgebaut war. Die älteste unserer drei Hündinnen, Matrone, hatte sich also mal wieder den Platz zu Joelles Füßen erschleichen können. Eigentlich schliefen die Hunde draußen, um nachts den Hof zu bewachen, aber ihre Anwesenheit schien Joelles Leid zu lindern und so wurde sie seit einigen Wochen stillschweigend im Haus geduldet. Meine Schwester lag in ein Schaffell gekuschelt auf dem Bett und hatte die Augen genauso fest geschlossen wie Mutter. Pfeifender Atem drang aus ihrem offenen Mund.

Der Fremde blickte kurz wachsam zu dem großen Tier an Joelles Füßen hinüber, dann wandte er sich Mutter zu. Er räusperte sich ungeduldig. »Bäuerin Nadeau.«

Mutter blickte erschrocken auf und sah erst ihn und dann mich an. Ihre Augen waren gerötet und sie blinzelte in dem Licht, das die geöffnete Tür in den Raum fallen ließ.

»Die bin ich.« Sie mühte sich und ihren runden Bauch von der Bank hoch und suchte verwirrt meinen Blick. Die Schwangerschaft war eine weitere Belastung, die ihren Tribut forderte. »Ich weiß nicht, was dich hierher bringt, guter Mann, aber wir können nichts erübrigen. Wir haben selbst kaum genug, um unsere Kinder durchzubringen.« Scham und Misstrauen stritten in ihrem Gesicht.

Die Augen des Adligen verengten sich zu Schlitzern und seine Hände ballten sich hinter seinem Rücken zu Fäusten. »Alexandre de Vernier«, stellte er sich knapp vor. »Wo ist dein Mann? Ich wurde von Wegelagerern überfallen und brauche seine Dienste.«

Mutters Gesicht wurde fast so blass wie das von de Vernier. »Bitte verzeihen Sie, Monseigneur, ich habe nicht erkannt, dass ...« Verlegen suchte sie nach den richtigen Worten.

Ich ging zu Joelle hinüber und sagte so unschuldig wie möglich: »Haben Sie Verständnis für meine Mutter, *Monseigneur de Vernier*. Mein schäbiger Mantel kann Ihrer Abstammung beim besten Willen nicht gerecht werden.«

Mutter sog scharf die Luft ein. »Bitte verzeihen Sie das Betragen meiner Tochter, Monseigneur. Meine Mutter predigte mir immer wieder, dass wir dem Kind mehr Benimm einprägen müssten, aber ich hatte ein zu weiches Herz, um ihren Rat zu befolgen, als Jeanne klein war.«

Der Adlige warf mir einen kurzen Blick zu. Wahrscheinlich würde er sich nur zu gern freiwillig melden, um die Versäumnisse meiner Mutter nachzuholen.

Ich lächelte ihm entgegen. Sollte er es bloß versuchen.

Er wandte sich wieder Mutter zu. »Bitte nicht so förmlich«, sagte er mit hochmütiger Nachsicht. »Monsieur reicht aus.«

Ich kroch zu Joelle aufs Bett und strich über die roten Locken, die ihr zartes Gesicht umrahmten. War ihr Gesicht etwas

rosiger als am Morgen oder war das lediglich mein Wunsch, der meine Wahrnehmung trübte?

Ihre Lider flatterten. »Jeanne?« Ein pfeifender Atemzug, dann hustete sie.

Ich half ihr auf und klopfte ihren Rücken. »Ja, hier bin ich.« Am liebsten hätte ich mich neben sie gelegt und sie ein wenig im Arm gehalten, aber das konnte ich mir vor dem Adligen nicht erlauben.

»Ich durfte heute spielen gehen. Das war schön.« Ihr Blick wanderte zum Fremden. »Wer ist der Bettler?«

»Schschschsch!«, machte ich mit einem unterdrückten Lachen. »Ist nicht so wichtig.«

Ein paar Schritte von uns entfernt führten Mutter und de Vernier ihr Gespräch fort, ohne von Joelle und mir Notiz zu nehmen. »Wie es Euch beliebt, Monsieur.«

»Sie, nicht *Ihr*«, meinte er wieder mit dieser gönnerhaften Nachsicht. Dass er es tatsächlich schaffte, mir mit jedem Wort aus seinem Mund noch unsympathischer zu werden, war eine beeindruckende Leistung. »Nun denn, ich bin ja nicht zur schulischen Unterweisung hier, sondern weil ich überfallen und schändlich ausgeraubt wurde, wie man sicherlich sieht.«

»Sie benötigen Kleidung!«, rief Mutter und eilte zu einer der Truhen, die unter unserem Schlaflager verstaut standen. »Mein Mann trägt seine beste Kleidung gerade selbst für eine Verabredung, aber seine Tageskleidung sollte Euch – *Ihnen* ein zweckmäßiger Ersatz sein, bis er zurück ist.« Während sie mit der Kiste hantierte, schielte sie zu meiner Schwester und mir.

Mutter lächelte, aber ihr Gesicht war von der gleichen Sorge umwölkt wie schon seit Wochen. Ein Wispern über den Rand der Kiste: »Sie war heute Nachmittag draußen und hat sogar ein wenig gespielt. Hat sich erst kurz bevor du kamst wieder ins Bett gelegt.«

Ich erwiderte ihr Lächeln und schlang meinen Arm fester um das Mädchen. »Das ist gut. Hast du ein wenig Schlaf bekommen?«

Sie winkte mit einem Seufzer ab und brachte de Vernier die Kleidung.

Ich blieb mit schlechtem Gewissen zurück, weil ich den Nachmittag mit einem Kerl im Stroh verbracht hatte, anstatt hier zu sein und Mutter zu entlasten. Wahrscheinlich hätte ich uns dann nicht auch noch zusätzliche Probleme eingebrockt.

Meine Augen wanderten zu dem Problem. De Vernier betrachtete entsetzt die Kleidung, die Mutter ihm entgegenhielt. »Das sind Lumpen.«

Ich biss mir vor Wut so fest auf die Lippe, dass es schmerzte, aber Mutter blickte nur betreten zu Boden. »Verzeihen Sie, Monsieur, etwas Besseres haben wir nicht hier.«

Er rang mit sich, unverhohlene Abscheu auf seinem Gesicht, als hätte Mutter die Kleidungsstücke frisch aus dem Gerberbotich gezogen. Dann schnaubte er. »Meinetwegen ...«

»Welch eine Ehre für uns«, zischte ich zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.

Sein eisiger Blick traf mich unvorbereitet. »Die Ehre werde ich bei der Lohnberechnung im Sinn behalten.« Er nahm die Kleidung und zog sie ohne ein weiteres Wort an.

Erst das Leinenhemd, dann die Bundhose, dann die grobe Weste darüber. Als er zum Halstuch kam, stockte er.

Auch Mutter sah das Stocken. »Darf ich behilflich sein?«

De Vernier reichte ihr das Tuch und reckte das Kinn ein wenig, damit sie es leichter hatte, an seinen Hals zu kommen.

Für den Bruchteil eines Moments wünschte ich mir, dass ich diejenige mit den Händen an seinem Hals wäre. Dieses Halstuch war robuste Webkunst, wenn man es nur fest genug zuziehen würde ...

Joelle flüsterte mir ins Ohr: »Warum hat der Mann Vaters Kleidung?« Dann schüttelte sie ein Hustenanfall.

Ich wartete, bis der Husten nachließ. »Weil er nichts mehr zum Anziehen hat«, flüsterte ich zurück und strich ihr übers Haar. »Er wurde überfallen.« Ich drückte ihr einen Kuss auf die Stirn und ließ sie los. »Schlaf noch ein wenig.«

Mit einem Nicken legte sie sich wieder hin und war wenige Atemzüge später schon wieder eingeschlafen. Ihre Augen waren immer noch so dunkel umrandet wie in den vergangenen Wochen.

»Wann kommt dein Mann zurück?«, fragte de Vernier schroff. »Ich muss noch heute Abend eine Kutsche nach Grenoble bekommen.«

»Wo wollen Sie denn hier eine Kutsche auftreiben?«, entfuhr es mir ungläubig und handelte mir einen weiteren vorwurfsvollen Blick von Mutter ein.

Sein Gesichtsausdruck wurde missbilligender. »Schick einen Laufburschen zur Hauptstraße. Der Kutscher wird mittlerweile in Grenoble die *Maréchaussée* alarmiert haben. Man wird Reiter entsenden, die nach mir suchen.«

Mutter und ich sahen uns kurz verständnislos an. Als sie das Wort ergriff, war ihre Stimme höflich und sanft. »Es ist bereits zu spät am Abend, um eines meiner Kinder zur Straße zu senden, Monsieur. Besonders mit einer Gruppe Wegelagerer in der Nähe.« Sie hob die Hand, als ob sie besänftigend nach seiner greifen wollte, ließ sie dann aber wieder sinken. »Sie würden uns eine große Ehre erweisen, wenn Sie in unserem bescheidenen Heim nächtigen würden, und morgen entsende ich Jeanne gerne mit Ihrem Erkennungszeichen zur Straße, um die Reiter der *Maréchaussée* zu informieren.«

»Ich muss heute noch nach Grenoble«, beharrte er.

»Das verstehe ich«, beschwichtigte Mutter ihn, »aber Sie haben doch selbst erlebt, wie gefährlich diese Straßen sein können. Bitte haben Sie Mitleid mit einer Mutter, die sich um ihre Töchter sorgt.«

Seine Kiefer mahlten angespannt genau wie meine, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen.

Schließlich sagte er mehr zu sich selbst als zu uns: »Wir werden gleich beim ersten Morgengrauen zur Straße aufbrechen. Da all meine Erkennungszeichen und mein Geld entwendet wurden, wird der Bauer die Kutschfahrt erst einmal zahlen müssen.«

Mutter rang beschämt um Worte, also kam ich ihr mit kaum unterdrücktem Ärger zuvor: »So viel Geld haben wir nicht, Monsieur. Dafür sorgen Sie und Ihresgleichen schon.«

Ein schmerzhaftes Klatschen an meinem Hinterkopf. Mutter hatte den Blick zu Boden gerichtet. »Ich bitte vielmals um Verzeihung für ihr unmögliches Betragen.«

»Was man nicht gebrochen hat, kann man auch nicht zusammensetzen.« Mit diesen Worten konnte ich nicht viel anfangen, aber de Vernier schien auch eher mit sich selbst gesprochen zu haben. Er holte tief Luft und fuhr sich wieder mit der Hand über das kurz geschnittene Haar. Einen Moment schien er mit sich zu ringen. Schließlich sagte er mit fester Stimme: »Ich nächtige hier und im ersten Morgengrauen führt mich der Bauer nach Grenoble. Das kann ja nicht so weit sein.«

Ein erleichtertes Lächeln auf Mutters Gesicht. »Sie können selbstverständlich im Bett schlafen, Monsieur.« Und an mich gewandt: »Schlachte eins der Hühner, Jeanne. Aber keins von den alten, zähen. Wir wollen unserem Gast schließlich eine ordentliche Mahlzeit bieten.«

Ich starrte sie fassungslos an. Sie wollte, dass wir alle auf dem Boden schliefen? Selbst sie, in ihrem Zustand? In Joelles Zustand? Für diesen Gockel?

Der feste Zug um ihren Mund ließ mich die Zähne zusammenbeißen und den Ärger runterschlucken. Ich stapfte zum Werkzeugstand neben der Tür und überprüfte die Klinge des Beils. Eigentlich hätte es mich ärgern sollen, eins unserer besten Hühner mit ihm teilen zu müssen, aber wenigstens konnte ich diesen Raum verlassen. Und die Vorstellung, dass es sein Hals wäre, würde mir die Sache vielleicht ein wenig erträglicher machen.

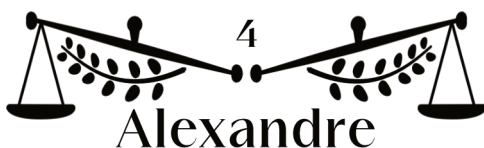
Bevor ich das Haus verließ, hörte ich de Vernier fragen: »Ein richtiges Schlafzimmer habt ihr nicht?«

Ich lachte. »Sehen Sie denn noch einen anderen Raum, Monsieur?«

Seine Kiefermuskeln spannten sich, als ich mich wieder zu ihm umdrehte. »Müsste ich dann danach fragen?« Er schaute

kurz zu Mutter und ihrem unübersehbar runden Bauch hinüber. »Ich lege keinen Wert darauf, in den Flöhen eines Hundes zu schlafen.« Dann lächelte er ihr matt zu und zum ersten Mal schien da unter seiner herrischen Fassade so etwas wie Freundlichkeit durchzublicken. »Bring mir ausreichend Decken, auf denen der Hund nicht geschlafen hat, dann sollte das für diese Nacht reichen.«

Verblüfft verließ ich mit dem Beil in der Hand den Raum. Hatte ich mir das eingebildet oder hatte de Vernier gerade tatsächlich so etwas wie Mitgefühl bewiesen?



Ich hatte mich in einem Albtraum verlaufen.

Nur von zerschlissenen Decken gepolstert, lag ich auf dem harten Boden einer heruntergekommenen Bauernhütte und trug die ärmliche Kleidung eines fremden Mannes. Dunkelheit umgab mich, allein die Schemen der wenigen Möbel waren auszumachen. Die Bauernfamilie selbst schlief längst, dicht aneinandergedrängt, in dem großen Bett.

Tausende Geräusche hingen in der Luft, manche konnte ich zuordnen, andere waren undefinierbar. Ein unablässiges Kratzen, Schaben, Trippeln und Knarzen. Als wäre die Hütte selbst ein lebender Organismus. Und in der Schwärze schienen meine Ohren umso sensibler zu sein.

Fröstelnd zog ich die dünne Decke enger um mich. Unfassbar, dass diese Familie Tag für Tag unter diesen Umständen lebte. Sah es bei allen Bauern so aus? Ich hatte mir deren Heime zwar immer beengt und schlicht vorgestellt, jedoch nicht derart ärmlich und heruntergekommen.

Mein Körper schmerzte von den Blessuren des Überfalls. Diese Nacht würde meinen Zustand sicherlich nicht verbessern. Das Schlimmste war jedoch, dass ich morgen früh nicht pünktlich meine neue Stelle antreten konnte. Mir wurde schlecht, wenn ich nur daran dachte. So viel zum ersten Eindruck.

Gleich im Morgengrauen würde ich aufbrechen, um zumindest nachmittags noch vorstellig zu werden.

Wenn Vater mich sähe, würde er sich schämen. Er hatte nie einen Hehl daraus gemacht, was er von Menschen niederen Standes hielt. Zu ungebildet, um sich für Staatskunst zu

interessieren, aber gut darin, sich ständig zu beklagen. Sie wurden durch die ihnen in die Wiege gelegte Faulheit geleitet und genossen die bequeme Gewissheit, wie wichtig der Kirche die Armenpflege war.

Und nun war ich auf deren Hilfe angewiesen, schlief in deren Hütte, aß deren magere Kost. Ich schwor mir, dass niemand von dieser Schmach erfahren würde, nicht einmal Letti!

Ein bellendes Husten durchschneidet die Dunkelheit. Wieder einmal. Bettzeug raschelte, jemand murmelte etwas und der Hund stieß ein Winseln aus. Dann erstarb das Husten, wurde jedoch durch fiepende Atemzüge ersetzt. Allein beim Zuhören wurde mir die Brust eng.

Armes Kind.

Eigentlich sollte mich ihr Schicksal nicht berühren, Bauernkinder starben ständig. Vater hatte hierzu stets gesagt, dies sei nicht anders als bei Pferden. Die Schwachen wurden aussortiert, sodass nur jene übrig blieben, die genügend Lebenskraft besaßen, um die ihnen zugewiesenen Aufgaben zu erfüllen.

Bisher hatte ich ihm in dieser Ansicht zugestimmt, doch nun, während ich so dalag und den mühsamen Atemgeräuschen lauschte, überkam mich ein schlechtes Gewissen und das drängende Bedürfnis, zu helfen.

Ich wälzte mich auf dem harten Boden herum, verscheuchte diesen unsinnigen Gedanken und bemühte mich, eine einigermaßen bequeme Position zu finden. Vergeblich. Genervt rollte ich mich auf den Rücken, starrte in die Schwärze über mir. Unwillkürlich stellte ich mir vor, wie plötzlich ein vielbeiniges Insekt auf mich herabfiel. Unbehaglich drehte ich mich wieder zur Seite, legte einen Arm schützend auf meinen Kopf.

Ich musste nur irgendwie diese Nacht überstehen und dann schnellstens nach Grenoble. Außerdem brauchte ich eine plausible Erklärung für meine Verspätung. Eine, die mich nicht wie einen hilflosen Schwächling aussehen ließ. Anschließend würde ich mich doppelt anstrengen müssen, um diesen peinlichen Fauxpas auszubügeln.

Wütendes Gebell ließ mich hochfahren. Irritiert blinzelnd brauchte ich einen Moment, um mich zu orientieren. Die Dunkelheit hatte sich ein wenig gelichtet, durch die Ritzen der geschlossenen Fensterläden sickerte das farblose Licht eines frühen Morgens. Das Gekläffe kam von draußen, um mich herum hektisches Getuschel. Etwas knarzte, Licht fiel in die Hütte. Jemand hatte einen Fensterladen um eine Handbreit geöffnet. Vor dem schmalen Spalt aus diffusem Dämmerlicht stand eine weibliche Silhouette, die nach draußen blickte. Kalte Luft drang herein.

»Die schon wieder.« Jeannes Stimme klang angespannt. »Steuereintreiber.«

Um mich herum geriet alles in nervöse Bewegung. Ich erhob mich mit einem Ächzen. Jede Stelle meines Körpers schien zu schmerzen – vom unbequemen Schlaf und der gestrigen Begegnung mit den Wegelagerern. Als ich endlich auf den Beinen war, wusste ich jedoch nicht, was ich tun sollte. Selten hatte ich mich derart deplatziert gefühlt.

»Was geschieht hier?«, verlangte ich zu erfahren. Ich brauchte Informationen, um zu entscheiden, welche Handlung angemessen war.

Die Bäuerin trat neben mich. »Monsieur, Sie mögen uns diese Unannehmlichkeit verzeihen.«

Sie behandelte mich wie ein Kind. Mein Frust kippte in Zorn über, doch bevor ich sie zurechtweisen konnte, schob sich Bauer Nadeau an mir vorbei und öffnete eine Truhe. Das Licht in der Hütte reichte nicht aus, um Details zu erkennen, doch das Klirren von wenigen Münzen ließ mich annehmen, dass er gerade einen Beutel mit Geld hervorholte. Er verschloss die Kiste und wandte sich zur Tür.

Entschlossen trat ich ihm in den Weg. »Was geht hier vor?«

Das Gebell draußen wurde bedrohlicher, dann hallten Rufe herein.

»Los, Nadeau, rauskommen!« Eine grobe, herrische Stimme, ähnlich der Wegelagerer von gestern. »Sonst kommen wir rein.«

Bauer Nadeau verzog das Gesicht. »Ich bitte vielmals um Vergebung, Monsieur. Ich muss mich hier drum kümmern.« Zögerlich wollte er sich an mir vorbeischieben.

»Erst erklären Sie mir, was hier vor sich geht!«

Die Bäuerin berührte mich sacht am Arm. »Nichts Außergewöhnliches, Monsieur«, sagte sie unterwürfig. »Nur die Steuereintreiber, machen Sie sich keine Gedanken. Haben Monsieur gut genächtigt? Ich bereite das Frühstück, wenn Euer Gnaden sich setzen mögen.« Ihr Blick zuckte zwischen der geschlossenen Tür und mir hin und her.

Bauer Nadeau riss die Tür auf, Jeanne war mit einem Schritt neben ihm, doch ihr Vater hielt sie zurück. Sie protestierte, aber eine scharfe Ermahnung ließ sie verstummen. Er ging in seinem humpelnden Gang hinaus und schlug die Tür zu. Jeanne ballte die Fäuste, dann eilte sie zurück zum Fenster und spähte hinaus.

»Steuereintreiber?« Niemals! Ich schüttelte entschieden den Kopf. Das Ganze wirkte wie ein Überfall.

Draußen verstummte das Hundegebell.

Die Bäuerin machte eine einladende Geste zum Esstisch. »Ja, Monsieur. Die Salzsteuer ist wieder fällig. Machen Sie sich keine Gedanken. Warum setzen Sie sich nicht?«

»Das kann doch nicht rechtens sein!« Ich trat zum Fensterspalt und erwartete, dass Jeanne mir Platz machte. Doch sie bewegte sich nicht, sie musterte mich lediglich aus dem Augenwinkel.

»Tritt zur Seite«, befahl ich ruhig, aber mit hinter dem Rücken geballten Fäusten, weil ich diese Aufforderung überhaupt aussprechen musste.

Jeanne blinzelte unschuldig zu mir auf. »Seit wann interessieren sich Monsieur für das bäuerliche Leben?«

»Für was ich mich interessiere und für was nicht, geht dich nichts an.« Ich trat nahe an sie heran und zog die Augenbrauen zusammen. Für gewöhnlich reichte dies aus, um Menschen wie sie augenblicklich zurückweichen zu lassen. Doch Jeannes

Züge verhärteten sich bloß und ihre Füße schienen sich umso fester in den Boden zu stemmen.

Ich rückte noch näher auf. Sie war nun so dicht vor mir, dass höchstens noch ein dünnes Buch zwischen uns gepasst hätte. Ich starrte auf sie herab, sie zu mir auf. Die Augen zwei schmale Schlitze, das Kinn vorgereckt und die Hände zornig geballt. Ihre Brust hob und senkte sich und ihr Atem strich über meinen Hals.

»Jeanne!«, zischte Bäuerin Nadeau. Ein Flehen lag in ihrer Stimme.

Jeanne schnaubte unwillig, wich aber endlich zurück, wobei sie nun eine übertrieben gefällige Körperhaltung einnahm. »Bitte sehr, Monsieur.«

Sie griff nach dem Fensterladen und drückte ihn weiter auf, sodass wir nun beide Platz hatten.

»Du kannst es einfach nicht lassen«, stellte ich fest.

»Ich weiß nicht, was Sie damit meinen, Monsieur«, flötete sie.

»Oh, ich denke, dir ist ziemlich bewusst, was –«

Draußen gellte ein zorniger Ruf durch die klare Morgenluft, dann das scharfe Klatschen eines Schlags. Unsere beiden Blicke zuckten zum Geschehen.

Bauer Nadeau stolperte rückwärts, fiel auf die Knie. Fünf Männer hatten sich um ihn geschart, breitbeinig und grinSEND, als gehörte ihnen nicht nur der Hof, sondern ganz Frankreich.

Einer von ihnen beugte sich vor. »Das ist zu wenig!«

»Es ist die vereinbarte Summe«, erwiderte Bauer Nadeau schwach. Neben mir bebte Jeanne. Sie hatte die Hände geballt und ihr Atem drückte sich stoßweise durch ihre Nasenflügel.

»Hörst du schlecht, Bauerntölpel? Ich sagte, es ist zu wenig!« Der Mann holte aus und trat zu. Nadeau zog die Arme hoch, duckte sich. Der Stiefel traf ihn, stieß ihn auf den Rücken. Ein dumpfer Aufprall, gefolgt von einem kurzen Aufkeuchen. Die

Hunde begannen erneut zu kläffen und warfen sich in die Seile, mit denen sie angebunden waren. Die Tiere waren so laut, dass der folgende Wortwechsel nicht zu verstehen war.

»Das sind keine Steuereintreiber«, verkündete ich. »Ehrbare Männer würden sich so niemals verhalten.« Anklagend wandte ich mich der übrigen Familie zu, die mir ratlos entgegenblickte. Niemand rührte sich. Natürlich nicht, die Söhne waren bloß Kinder.

Ich straffte mich und schritt zur Tür, doch Jeanne packte mich am Handgelenk und hielt mich zurück. Verblüfft über diese Dreistigkeit hielt ich inne und starrte erst auf ihre Hand, dann in ihr Gesicht.

»Nicht«, brachte sie hervor und ihr Griff verstärkte sich. »Sie sollten sich nicht einmischen.«

»Ich will helfen!«, empörte ich mich. Dachte sie, dass ich mich neben diese dreisten Gauner stellen wollte? Trotz allem hatte mir diese Familie Obdach und Essen gegeben, sowohl Ehre als auch Moral geboten mir, ihnen beizustehen.

»Sie würden das Gegenteil bewirken.« Sie lächelte grimmig. »Widerrede kommt bei diesen Männern überhaupt nicht gut an.«

Ich entzog mich ihrem Griff. »Das sind ruchlose Gauner. Seht ihr das denn nicht?«

Sie blinzelte mich erstaunt an, dann entwich ihr ein Lachen, bevor sie sich hastig die Hand vor den Mund schlug.

Gekränkt, aber nicht willens, diese Kränkung einzugehen, wandte ich mich ab. Ich griff nach dem Türknauf, um die Situation dort draußen zu klären, doch wieder packte sie mein Handgelenk.

»Sie können nichts tun.« Vielsagend glitt ihr Blick an mir herab.

Hitze stieg mir ins Gesicht. Einmal mehr wurde ich mir der fremden Kleidung und vor allem meines perückenlosen Kopfes überdeutlich bewusst. Ich sah aus wie ein Bauer! Wenn ich so hinausginge, würde ich erneut Schläge einstecken.

Aber einen Rückzieher konnte ich jetzt auch nicht machen, wie stünde ich dann da?

Entschlossen machte ich mich von ihr los und riss die Tür auf. Bauer Nadeau kniete noch immer im Staub, aber etwas hatte sich in der Haltung der Männer verändert. Die Schultern waren weniger gespannt, das aggressive Gebaren war einem geschäftsmäßigen Desinteresse gewichen. Ihr Anführer stopfte sich gerade den Münzbeutel in seine Weste. Er sagte etwas, doch wieder konnte ich die Worte wegen des Hundelärms nicht verstehen.

Die Männer zogen ab. Bauer Nadeau verharrte mit gesenktem Kopf, bis sie die Straße erreicht hatten, dann rappelte er sich mühsam auf. Mit schwerem Gang und angespannter Miene humpelte er zur Hütte zurück. Die Hunde beruhigten sich. Als der Bauer mich im Türrahmen stehen sah, wich er meinem Blick aus.

»Wir sollten jetzt frühstücken«, sagte die Bäuerin hinter mir nervös. »Monsieur, setzen Sie sich doch schon. Kinder, ihr esst später, los, raus mit euch.«

Die Kinder protestierten, draußen wäre es kalt, sie hätten Hunger. Ich erwartete, dass sie für ein solches Betragen Schläge kassieren würden, doch die Bäuerin seufzte nur milde. Sie steckte ihnen ein paar Happen zu und scheuchte die Schar hinaus.

Ich schüttelte bloß den Kopf und ging zum Tisch hinüber. Wenn eine solch inkonsequente Erziehung in dieser Gesellschaftsschicht normal war, wunderte es mich nicht, dass Bauernkinder zu faulen Erwachsenen heranreiften. Jeanne war das beste Beispiel für eine Frau, die nie gelernt hatte, wo ihr Platz im Leben war.

Bauer Nadeau trat ein. Die Bäuerin reichte ihm einen nassen Lappen. Er presste ihn sich gegen das Kinn, welches schon dunkel anzulaufen begann.

Während Jeanne hinausging, warf sie mir noch einen finsternen Blick zu und warf die Tür mit einem Knall ins Schloss.

Auch hierzu seufzte die Bäuerin bloß. Rasch begann sie, mir ein karges Mahl aufzutischen.

Vom Familienbett her drangen krampfhaftige Hustenstöße. Das kranke Kind lag noch immer dort. Immer wieder zuckte der sorgenvolle Blick der Bäuerin dorthin. Ihre Haltung verrät, dass sie am liebsten zu dem Mädchen geeilt wäre, doch sie blieb, stellte mit fahrigen Bewegungen einen Becher und einen Krug vor mir ab. Bauer Nadeau holte derweil hastig ein Brot und ein Messer hervor. Auch er wirkte bekümmert.

Das Husten wurde heftiger.

»Geh schon.« Ich machte eine scheuchende Handbewegung.

»*Merci, Monsieur.*« Die Bäuerin eilte zu dem Mädchen.

Bauer Nadeau reichte mir das Brot. Während ich aß, versuchte ich, das nach Atem ringende Kind auszublenden.

Mitleid ist unangebracht, das ist nur ein Bauernkind, hörte ich Vaters Stimme. *Du hast drängendere Probleme.*

Durch die kühle Morgenluft trug der Wind den Klang einer Kirchturmuhren heran. Sechs ferne Schläge.

Frustriert ballte ich die Faust. In drei Stunden wurde ich im Parlement erwartet. Alles in mir schrie danach, sofort aufzubrechen. Unruhig wippte mein Bein auf und ab. Am liebsten hätte ich mein Mahl so rasch wie möglich heruntergeschlungen, aber meine aufgeplatzte Lippe zwang mich zur Mäßigung.

»Sie können in Ruhe essen, Monsieur«, sagte Bauer Nadeau.

»Ich werde sogleich meine Tochter zur Straße schicken. Bestimmt vermisst man Sie schon und hat längst Suchmannschaften losgeschickt.«

Er mochte recht haben, meine Unruhe machte es mir jedoch unmöglich, tatenlos zu verharren.

»Ich habe nicht vor, hier zu warten.« Mein Blick streifte das Bein des Bauern und ich seufzte innerlich. Mit ihm würde ich viel zu langsam vorankommen. »Deine Tochter wird mich begleiten und mir den Weg zeigen. Wir gehen der *Maréchaussée* entgegen.«

»Aber Monsieur, Sie sind angeschlagen.«

Ich starrte ihn nur stumm an. Im Gesicht des Bauern zuckte es, dann senkte er jedoch den Kopf.

»Wie Sie wünschen, Monsieur.«

Die Bäuerin trat wieder zu mir, der Atem des Mädchens hatte sich beruhigt. »Ich werde Ihnen etwas Proviant einpacken.«

Rasch beendete ich das Frühstück, während Bauer Nadeau hinausging, um seine Tochter zu holen. Ich hörte, wie sie auf dem Hof stritten.

»Und was, wenn niemand nach ihm sucht?«, wettete Jeanne. »Mit diesem Schnösel an den Hacken brauche ich doppelt so lange bis nach Grenoble. Vater, für so was habe ich keine Zeit. Lass mich alleine gehen.«

»Nicht so laut, er hört dich sonst noch«, raunte Bauer Nadeau.

»Er soll hier warten«, zischte sie, hatte die Stimme aber tatsächlich gesenkt. »Das geht schneller und wird für alle Beteiligten angenehmer sein.«

»Wenn der Monsieur selbst gehen will, dann werden wir seinem Wunsch nachkommen.«

Jeanne seufzte genervt. Ich erwartete jeden Moment, das Klatschen eines Schlages zu hören. Bauer Nadeau konnte wohl kaum dulden, dass seine Tochter derart mit ihm sprach. Doch wieder geschah nichts dergleichen.

»Wenn wir ihm erklären, wie weit der Weg tatsächlich ist«, sagte Jeanne, »wird er bestimmt einsehen, was für eine dumme Idee das ist.«

Zornig sprang ich auf. Jeanne sprach über mich, als wären wir Gleichgestellte! Dabei war sie nur eine ungebildete Bauern-tochter, ihr stand nicht zu, mir irgendwas zu erklären. Entschlossen trat ich nach draußen. Sowohl Jeanne als auch ihr Vater fuhren zu mir herum. Bauer Nadeau hatte den Anstand, verlegen zu wirken. Jeanne starrte mir nur herausfordernd entgegen.

»Ich denke, ich habe die kartografischen Gegebenheiten weitaus besser im Kopf als du, Bauerntochter.«

Jeanne knirschte bei dieser Bezeichnung sichtlich mit den Zähnen. Gut so. Doch dann entspannten sich ihre Züge. Sie lächelte übertrieben lieblich und knickste sogar.

»Daran habe ich keinen Zweifel, Monsieur.«

Wie bekam sie es nur hin, sich zwar korrekt zu verhalten, gleichzeitig aber derart spöttisch zu wirken?

Ich blieb dicht vor ihr stehen. »Wenn eine einfache Bauerntochter wie du diesen Weg schafft, wird es für mich auch kein Problem sein.«

Wieder zuckte der Ärger in ihrem Gesicht, doch ihr Lächeln blieb. »Selbstredend. Ich habe ja gesehen, wie gut Sie in Form sind.« Sie zwinkerte mir zu.

Ihr Vater sah sie entsetzt an. »Jeanne!«

»Verzeihen Sie.« Jeanne knickste übertrieben tief. »Ich sollte wirklich lernen, mein Mundwerk besser unter Kontrolle zu haben. Jedenfalls, was ich fragen wollte: Warum sollten Sie in Ihrem Zustand die Strapazen eines solch langen Marsches auf sich nehmen?«

»Meine Gründe haben dich nicht zu interessieren, Bauerntochter.«

»Natürlich nicht, es tut mir leid.« Sie senkte ergeben den Kopf, doch erneut war da dieser subtile Spott in ihrer Stimme. »Aber nach Grenoble zu eilen, wäre doch dennoch die Aufgabe eines Boten und damit unter der Würde eines so edlen Herren wie Sie es sind.«

»Wir gehen jetzt los!«, entschied ich barsch und wandte mich zum Haus um. »Bäuerin! Wo bleibt der Proviant!«

Die Frau eilte so hastig heraus, als habe sie hinter der Tür gewartet. Sie hielt mir ein Bündel entgegen. »Ich habe Ihnen ein wenig Brot und Käse eingepackt, dazu –«

»Sie trägt den Beutel.« Ich deutete auf Jeanne.

»Oh, natürlich. Verzeihen Sie.«

Ich wandte mich Bauer Nadeau zu. »Und du solltest deiner

Tochter zeigen, wo ihr Platz in dieser Welt ist. Mit einem solchen Betragen wird sie sich früher oder später ins Unglück stürzen.«

Er senkte den Kopf. »Das werde ich, Monsieur.«

Jeanne hob das Kinn leicht und verschränkte die Arme. »Sie scheinen ja zu allem eine Meinung zu haben, Monsieur.«

»Ich habe auch schon deutlich mehr von der Welt gesehen als eine Bauerntochter.«

Sie öffnete den Mund, da stieß Bauer Nadeau sie hastig mit dem Ellenbogen an. Jeanne biss sich auf die Unterlippe, zwang sich ein Lächeln auf und knickte wieder einmal übertrieben.

Bauer Nadeau bestand darauf, mich humpelnd bis zur Straße zu begleiten, wo er sich mit einer tiefen Verbeugung achtungsvoll verabschiedete. Ich nickte ihm knapp zu, dann gingen wir los.

Mit jedem Schritt machte mir mein zerschlagener Körper deutlich, dass er eigentlich Ruhe benötigte. Alles schmerzte und ziepte. Zudem saßen die Schuhe des Bauern schlecht und scheuerten schon jetzt.

Vor Jeanne und mir erstreckte sich die Straße. Erst verlief sie ein gutes Stück gerade, dann machte sie einen leichten Bogen nach links und verschwand hinter einem Wäldchen. Morgendliche Frische und der Gesang von Vögeln erfüllten die Luft. Ich zog den schäbigen Mantel enger um mich. Ein leichter Nebel schwebte über der Isère und die umgebenden Gipfel erstrahlten in der rötlichen Morgensonne. Das Tal lag noch im Schatten. Auf den Feldern und Weiden nahmen die Bauern ihr Tageswerk auf. Hier wurde ein Ochse vor den Pflug gespannt, dort trieb ein Junge drei Rinder auf eine taufrische Wiese. Frauen traten mit Beuteln auf einen Acker, knieten sich nieder und wühlten in der Erde. Lachende Kinder verscheuchten die herbeiflatternden Vögel.

Mein Blick wanderte in die Ferne. Überall bloß Natur und Bauernland. Die Stadt war weit entfernt. Eine entgegenkom-

mende Kutsche der Maréchaussée konnte ich nicht ausmachen, aber hierfür war es sicherlich noch zu früh.

»Sicherlich sind Sie solche Fußmärsche nicht gewohnt, Monsieur.« Jeanne ging neben mir. »Sagen Sie einfach Bescheid, wenn die adligen Füße eine Pause benötigen.«

»Für eine Bauerntochter bist du ganz schön aufmüpfig.«

»Für einen Adligen sind Sie ziemlich schlecht gekleidet.«

Heiße Wut schoss mir in die Wangen. Prompt fühlte sich mein Kopf umso nackter an. Die Kappe von Bauer Nadeau war mehr eine Schmach als eine standesgemäße Kopfbedeckung.

»Zum Glück nur ein vorübergehender Zustand.« Mit einem Blick auf Jeanne fügte ich an: »Zumindest für mich.«

Jeanne zog die Augenbrauen zusammen. Missmutig beäugte sie mich, dann änderte sich ihr Gesichtsausdruck und ein Lächeln hob ihre Mundwinkel. »Ist das Tempo angenehm für Sie, Monsieur? Oder sollten wir vielleicht langsamer gehen?«

»Dein Vater hat dir keinen guten Dienst erwiesen, indem er dich aufwachsen ließ wie ein wildes Tier, ohne Manieren oder gar Anstand.«

Ihr subtiler Spott schwand, stattdessen verdüsterte sich ihre Miene. »Mein Vater ist ein guter Mensch. Ein Gerechter.«

»Wenn du nicht lernst, andere Menschen mit dem gebührenden Respekt zu behandeln, wird es dir eines Tages übel ergehen, das verspreche ich dir!«

»Respekt.« Jeanne stieß das Wort aus, als sei es etwas Ungeheißbares. »Witzig, wie oft Adlige Respekt einfordern, während sie andere mit Füßen treten.«

Ich lachte auf, konnte nicht anders. »*Mon dieu*, jetzt will eine Bauerntochter mir die Welt erklären?«

»Sie mögen mehr Bücher als ich gelesen haben, trotzdem bin ich es, die Ihnen gerade den Weg zeigt.«

»Und darauf bildest du dir etwas ein? Natürlich kennt das Rindvieh die Weide besser als sein Besitzer. Kein Wunder, wenn es doch Tag für Tag bloß herumsteht und dämmlich in die Luft starrt.«

»Und doch sind Sie auf dieses dumme Rindvieh angewiesen. Wie fühlt sich das an?«

»Ich bin nicht auf dich angewiesen.«

»Dann nur zu. Mal sehen, ob Sie die Stadt noch vor Sonnenuntergang erreichen.«

»Ich muss bloß dem Fluss folgen, er fließt direkt durch die Stadt. Du hingegen ...« Ich zupfte am Kragen des schäbigen Anzugs. »Du willst das hier wieder mitnehmen. Und die von mir versprochene Entlohnung willst du dir sicherlich auch nicht entgehen lassen.«

Sie biss sich schon wieder auf die Unterlippe. Mit zitternden Fäusten starrte sie mich an, während ich spöttisch gegen die Filzkappe auf meinem Kopf tippte.

Wir legten die nächste Wegstrecke schweigend zurück. Bald erreichten wir den Ort des Überfalls. Niemand war zu sehen. Wir gingen weiter. Die Sonne stieg langsam höher und vertrieb den Morgennebel. Richtige Wärme wollte jedoch nicht aufkommen, dafür war es noch zu früh im Jahr. Der Weg folgte der Isère, manchmal konnte ich während unseres Marsches das Lichtspiel auf der Oberfläche bewundern, dann wieder geriet das Wasser kurzzeitig außer Sicht.

Erst jetzt fand ich die Zeit, meiner Begleitung mehr als nur flüchtige Beachtung zu schenken. Kein Wunder, bei allem, was seit gestern geschehen war. Ihr Gang war aufrecht. Einige Strähnen ihres zu einem Zopf geflochtenen roten Haares umspielten das Gesicht. Unter ihrer schlichten Kleidung bewegte sich zwar ein wohlgeformter Körper, doch ihr fehlte es an der grazilen Sanftheit einer Dame. Mit ihrem weit ausholenden Schritt und ihren energiegeladenen Bewegungen machte sie deutlich, dass sie zu jener Gesellschaftsschicht gehörte, die jeden Tag körperlich arbeitete. Das an sich hätte man ja noch attraktiv finden können, ihr trotziges Wesen machte jedoch alles zunichte. Schwer vorstellbar, dass jemand mit einem so vorlauten Mundwerk irgendwann einen Ehemann fand.

»Wird es nicht langsam Zeit für eine Rast, Monsieur? Sicherlich schmerzen Ihre Füße schon.«

Ja, das taten sie tatsächlich, genauso wie der Rest meines Körpers. Doch eine Pause kam nicht infrage.

»Wir gehen weiter.«

»Sind Sie sich sicher? Sie humpeln.«

»Kümmere dich um deine eigenen Belange.«

»Wie Sie wünschen, Monsieur«, flötete sie. »Wie wäre es mit einer kleinen Zwischenmahlzeit?«

Ich ertappte mich dabei, wie meine Kiefer mahlten. Schon wieder brachte sie mein Blut derart zum Kochen, dass ich Mühe hatte, eine gelassene Miene beizubehalten.

»Sei still oder ich kürze den versprochenen Lohn.«

»So viel also zum Wort eines Edelmannes.«

»Wage es nicht, frech zu werden, Bauerntochter.«

Sie knickste übertrieben. »Oh, bitte verzeihen Sie, ich habe nicht erwartet, dass eine so unbedeutende Person wie ich jemanden wie Sie beleidigen könnte.«

Dieses elende Weib! Ihre verbohrte Haltung, ihr Unwille, mir Respekt zu zeigen, zerrten an meiner Geduld. Nun gut, ich wusste, wie man dreckig spielte und andere fügsam machte.

»Wie lange ist deine Schwester eigentlich schon krank?«, erkundigte ich mich in übertrieben heiterem Plauderton. »Ihr Husten klingt wirklich fürchterlich. Was sagt der Arzt?«

Ihr Mund öffnete und schloss sich wieder, doch bevor ich Zeit hatte, den Sieg auszukosten, gewährte ich den Schmerz in ihren Augen. In meinen Triumph mischte sich ein schaler Beigeschmack.

Sei nicht närrisch, hörte ich Vaters Stimme in meinem Kopf. *Was interessiert dich die Befindlichkeit dieser Bauerntochter?*

Sie wandte den Blick von mir ab, schaute auf die Isère hinaus. »Wir können uns keinen Arzt leisten.« Ihre Stimme war kalt und vorwurfsvoll.

Ein seltsames Gefühl kroch in meiner Kehle hinauf und schnürte mir den Hals zu. Unwillkürlich musste ich an meine

eigene Schwester denken, auch wenn sie längst kein Kind mehr war.

Jeanne hatte das Gesicht noch immer von mir weggedreht. Dennoch sah ich mit einem Male mehr in ihr als bloß eine aufmüpfige Bauerntochter. Wenn schon mir der Hals eng wurde, sobald ich nur an den fiependen Atem des Mädchens dachte, wie erging es dann erst ihrer Schwester? Nichts schmerzte so sehr, als machtlos danebenzustehen und jenen Menschen nicht schützen zu können, den man so sehr liebte.

»Nun.« Ich räusperte mich. »Dann sei ab jetzt ein gutes Mädchen und ich lege ein paar Münzen extra auf die Entlohnung.«

Von Jeanne kam nur ein Schnauben, ansonsten schwieg sie. Ich wartete einen Moment ab, doch als klar war, dass sie nichts erwidern würde, wandte ich mich nach vorn.

In drückendem Schweigen gingen wir weiter.

Zuerst hörten wir fernes Kirchengeläut. Inzwischen war es zehn Uhr und ich hatte mich schon jetzt um eine Stunde verspätet. Dann kam endlich Grenoble in Sicht, eingeklemmt zwischen den schneebedeckten Spitzen des Vercors. Ihr alt-vertrauter Anblick ließ mich aufatmen.

Gleichzeitig ärgerte ich mich darüber, dass ich noch immer nicht von einer Kutsche aufgelesen worden war. Bei einem vermissten Adligen hätte ich ein schnelleres und energischeres Handeln erwartet. Ich würde denjenigen, der für diese Verzögerung verantwortlich war, zur Rechenschaft ziehen. Gut, dass ich mich nicht darauf verlassen hatte, sondern rechtzeitig aufgebrochen war. Zwar war ich mir sicher, dass ich mir gleich mehrere Blasen an jedem Fuß eingehandelt hatte, doch zumindest hatte ich Grenoble erreicht.

Zwischen Baumgruppen und niedrigen Mauern tauchten bald die ersten Ausläufer der Vorstadt auf – schiefe Holzhäuser, bröckelnde Mauern, Hühner auf dem Weg. Weiter hinten ragte die Stadt selbst auf.

Die Isère begleitete uns rechter Hand bis zum Stadttor. Wir überquerten den Fluss über eine mehrbogige Brücke, deren Steine vom Verkehr der Jahre blank gescheuert waren. Dann tauchten wir ein in ein Gassengewirr aus hoch aufragenden Fassaden, grau und rußig vom Rauch unzähliger Herde. Kreidenotizen der Bewohner zogen sich über die Mauern. Nachrichten, Bitten, Drohungen, hastig hingeworfene Worte, vom Regen halb verwischt. Aus den Fenstern hingen Wäscheleinen, Kinder schrien, Händler priesen ihre Waren an. Der Atem der Stadt war stickig und laut.

Ich zog die Kappe von Bauer Nadeau tiefer in die Stirn. Aber niemand sah sich nach mir um, niemand hob bei meinem Anblick verwundert die Augenbrauen. Ich war bloß einer von vielen. Dennoch kam mir der letzte Teil der Strecke wie ein Spießrutenlauf vor.

Schließlich erreichten wir unser Stadthaus. Anstatt zu der großen Eingangstür zu gehen, klopfte ich verstohlen an die Nebentür für das Personal. Spuren zahlreicher nur hastig weggewischter Kreidenachrichten von Lieferanten oder meinen eigenen Angestellten verunzierten das Holz. Mich verärgerte ohnehin diese Sitte, überall alle möglichen Mitteilungen zu hinterlassen, da konnte man sie zumindest ordentlich wegwischen.

Die Tür öffnete sich und mir blickte das skeptische Gesicht von Berthe entgegen, die schon seit Jahren für meine Familie arbeitete. Es war ein wenig her, seit ich sie zuletzt gesehen hatte. In der Zeit waren ihre Haare sichtlich ergraut und weitere Falten hatten sich in das rundliche Gesicht geschlichen.

Sie wischte sich ihre bemehlten Hände an der Küchenschürze ab. Sie musterte mich von unten bis oben, bis ihr Blick schließlich an meiner aufgeplatzten Lippe hängen blieb. »Wir haben keine Arbeit zu vergeben und wenn ihr etwas essen wollt, geht zur Kirche, dort –«

Herrisch baute ich mich vor der Köchin auf, die prompt einen Schritt zurückwich.

Ich lächelte grimmig. »Angesichts meines derzeitigen Aufzugs kann ich dir wohl keinen Vorwurf machen, dass du mich nicht erkennst.«

Berthes Stirnfalten wurden tiefer. Sie musterte mich eingehend, doch noch immer spiegelte sich kein Wiedererkennen in ihren Augen.

»Der Brief über meine Ankunft hat euch erreicht, oder?«

Nun riss sie endlich die Augen auf. »Monsieur! Aber wie —«

»Scht!«, gemahnte ich sie und sah mich nervös um. Zwei Damen gingen gerade an uns vorbei. Ihre Mienen blieben jedoch ungerührt, beinahe gelangweilt.

Ich trat vor, woraufhin Berthe zurückwich und mir Platz machte, sodass ich eintreten konnte.



De Vernier stellte sich beim Sprechen so dicht vor die Köchin, dass sie mit höflich gesenktem Kopf zur Seite wich und ihn eintreten ließ. Das war also die Reaktion, die er erwartet hatte, als er mir so auf die Pelle gerückt war. Ich verkniff mir ein Grinsen. Da würde er aber lange warten können.

Berthe winkte mich ungeduldig hinein. Kaum hatte ich die Schwelle überquert, schloss sie rasch die Tür und eilte an mir vorbei, dem Monsieur hinterher.

»Informieren Sie die *Maréchaussée*«, forderte de Vernier. Mit schnellen Schritten ging er voran. »Die Suche nach mir kann eingestellt werden.«

Ich blieb allein in dem kleinen Eingangsraum stehen, der zwischen dem Dienstboteneingang und der Küchentür aus einer Nische für gelieferte Waren und ein paar Kleiderhaken bestand. Genau wie in den anderen Häusern, denen ich ab und zu Gemüse oder Eier brachte. Ein ausgebeulter Damenmantel, der zwar an einigen Stellen geflickt war, aber aus festem, wasserabweisendem Wollfilz bestand. Und einer für Herren, ebenfalls mit vereinzelt, unauffälligen Flickern auf dem feinen, sorgsam gegen den Regen geölten Stoff. Die Kleidung von Bediensteten, die gut genug bezahlt wurden, um Kleidung aus hochwertigen Stoffen zu bezahlen und zu pflegen.

»Welche Suche?«, fragte Berthe verwundert.

Die Schritte verstummten. »Ihr habt die *Maréchaussée* nicht alarmiert, nachdem der Kutscher von dem Überfall berichtet hat?«

Unschlüssig folgte ich den Stimmen in die Küche. Ein länglicher Raum, dessen Regale von prall gefüllten Vorratsgläsern

und teuer aussehenden Küchenapparaturen gesäumt waren. Am gegenüberliegenden Ende führte eine Tür offenbar nach draußen, zumindest fiel Tageslicht durch die Fenster daneben.

»Hier war kein Kutscher.« Berthe stand in der Mitte des Raumes vor einer Seitentür, die de Vernier gerade geöffnet hatte. Vermutlich führte sie ins Haus hinein.

Der Adlige stand da, die Türklinke in der Hand und das Gesicht unter der Kappe meines Vaters für einen Moment völlig entgleist. »Aber ... meine Koffer ...?« Er schüttelte den Schreck ab und verschwand durch die offene Tür. »Kümmern Sie sich darum, dass der Diebstahl gemeldet wird. Ich habe dafür keine Zeit!«

»Aber Monsieur« Berthe huschte hinter ihm her. »Was ist mit dem Hausmädchen?« Die Tür schloss sich hinter ihr und die Stimmen wurden zu dumpf, um mehr zu verstehen.

Ich blieb allein zwischen den teuren Lebensmitteln und den feinen Gerüchen stehen, den Proviantbeutel unschlüssig in den Händen drehend.

Gerade als ich mich fragte, ob de Vernier mich schlichtweg vergessen hatte, öffnete sich die Tür wieder.

»Du hast sicher Hunger.« Berthe zwinkerte mir freundlich zu und winkte mich zu sich. »Geh schon mal durch in den Salon. Ich mache dir und dem Monsieur schnell einen Happen Essen fertig.« Sie war mittleren Alters und ihre weiche Mitte zeigte noch deutlicher als der Damenmantel am Eingang, dass sie das Glück einer sicheren Anstellung genoss, die ihr zuverlässige Mahlzeiten bescherte. Leider wirkte sie viel zu sympathisch, als dass ich ihr dieses Glück guten Gewissens missgönnen konnte.

Sie schob mich durch die Seitentür in einen kleinen Flur und verschwand wieder in der Küche. Ich hatte keine Ahnung, was ein Salon war.

Seitlich ging eine offenstehende Kammer vom Flur ab, voll mit Säcken und Beuteln. Offensichtlich die Vorratskammer

und nicht dieser Salon, also trat ich durch die unscheinbare Tür am Ende des Flures. Der Raum, den ich erreichte, war so groß, dass unser ganzes Haus hineingepasst hätte. Zu meiner Linken entdeckte ich eine elegante Flügeltür, durch die Adlige solche Häuser betraten. Mir gegenüber führte eine offene Treppe mit einem reich verzierten Geländer in die oberen Stockwerke. Die Stimmen von de Vernier und einem anderen Mann waren von dort zu hören. Immer noch zu weit weg.

Der Geruch von Tulpen und Hyazinthen lag in der Luft.

Ich machte einen Schritt in diesen großen Raum, dessen dunkelgrün gestrichene Wände mit Bildern und einer Handvoll dekorierter Tischchen voller Blumenvasen und nutzlos erscheinenden Gegenständen gefüllt waren. Ich kam auf etwas Weichem zum Stehen. Den Blick gesenkt betrachtete ich den elegant verzierten Teppich und zum ersten Mal wurde mir unangenehm bewusst, wie schmutzig meine Strohschuhe von dem langen Marsch nach Grenoble geworden waren. Dieser tadellos gewebte Teppich allein war sicherlich mehr wert als der Wintervorrat meiner ganzen Familie.

Ich schaute mich um und jedes Mal, wenn mein Blick an einem der glänzenden Kerzenständer voll kostbarer Bienenwachskerzen oder einer aufwändig bemalten Vase hängen blieb, zuckten meine Finger ein wenig in ihre Richtung. So eine Kerze würde problemlos in meine Rocktasche passen. Ob sie wohl jemand vermissen würde? Ob dieser filigrane Kerzenständer wohl zerbrach? Erschrocken steckte ich meine Hände tief in meine Taschen. Ich hatte zuvor niemals das Bedürfnis gehabt, etwas zu stehlen, aber jetzt konnte ich die kleine Stimme in meinem Hinterkopf nicht ausblenden.

Warum besaß diese Familie so viel nutzlosen Tand, dass sie selbst ihren riesigen Flur damit vollstopfen musste? Meine Familie schuftete sich den Rücken krumm und die Hände blutig, um im Winter nicht zu verhungern.

Zu meiner Rechten lagen zwei Türen. Eine davon musste dieser Salon sein, also durchquerte ich den Flur, um nachzusehen.

Durch die linke der beiden Türen erhaschte ich einen Blick auf bunte, elegant geschwungene Sessel, die um mehrere kleine Tischchen angeordnet waren. Allesamt viel zu niedrig für eine vernünftige Sitzbank. Was sollte das sein? Wer hatte Verwendung für derart dekadente Stühle, wenn man zum Essen nicht einmal vernünftig daran sitzen konnte?

In die großzügigen Fenster war echtes, durchsichtiges Glas eingesetzt, durch das Sonnenlicht in den Raum strömte. Wie viel es wohl kosten mochte, ein solches Fenster zu reparieren, wenn jemand einen dieser absurden Sessel hindurch warf?

Ich holte tief Luft und verbannte diesen üblen Gedanken aus meinem Kopf.

Das musste wohl dieser Salon sein. Sahen so die Orte aus, zu denen die großen Salonières ihre Damen einluden? Ich ging darauf zu. Dann entdeckte ich die Bücher. Ich blieb abrupt stehen. Wände voller Bücher auf endlosen Regalreihen.

Meine Füße fanden den Weg in den Raum mit den Büchern von allein. Der hypnotische Sog der Ledereinbände war zu stark für meinen Verstand. Ehe ich mich versah, stand ich in der Mitte eines kleineren, dunkleren Raumes und drehte mich staunend im Kreis. Nur ein wuchtiger Schreibtisch vor einem zugezogenen Fenster und die Tür zum Flur durchbrachen die Regalreihen voller Bücher, die alle Wände bedeckten. Davor waren kleine Tischchen und zwei gemütlich wirkende Sessel drapiert. So viele Bücher und jedes einzelne ein Tor in die Gedankenwelt eines anderen Menschen. Ein Tor in die Geschichte und in die Wissenschaft.

Ich hatte schon ein paar Mal vor der Bibliothek von Grenoble gestanden und sehnsüchtig durch die Fenster zu spähen versucht. Waren die Wände der Bibliothek auch so voll mit Büchern? Konnte es überhaupt so viele Bücher auf der Welt geben?

Ich strich behutsam über einen ledernen Buchrücken, der ein Stückchen aus dem Regal hervorstand. Das Buch war eines der kleineren und schmaleren. Vorsichtig, fast andächtig,

zog ich es aus dem Regal und betrachtete es. Auf einer Seite waren Buchstaben in das Leder graviert. Ich fuhr sie mit der Fingerspitze nach. Was sie mir wohl verraten würden, wenn ich ihre geheimnisvolle Sprache sprechen könnte?

Ich klappte das Buch auf und betrachtete die engen Reihen von Symbolen und Zeichen auf der Suche nach einem Hinweis, wie ich sie vielleicht entschlüsseln konnte.

»Rousseau. Warum wundert mich das nicht?«

Erschrocken klappte ich das Buch zu und schaute in das Gesicht von de Vernier, ein herablassendes Zucken in seinem Mundwinkel. »Was?« Er hatte sich in standesgemäße Kleidung gehüllt und elegant frisiertes braunes Haar verbarg sein kurz geschorenes Haupt.

Er nickte in Richtung des Buches. »Es ist eins von Rousseau. Kannst du überhaupt lesen?« Sein kühler Tonfall war geblieben, und mit seiner makellosen, reich verzierten Kleidung wirkte er deutlich beeindruckender als zuvor. Er kam mir größer vor als bei unserer Ankunft am Haus. Größer und noch hochmütiger, wenn das überhaupt möglich war. Nur seine aufgeplatzte Lippe erinnerte daran, dass dies der gleiche Mann war, der die Nacht in unserem Haus verbracht hatte.

Ich hielt ihm mit hochgerektem Kopf das Buch entgegen. »Wo sind die Kleider meines Vaters?« Ich weigerte mich, mich nach all den Stunden in seiner Gesellschaft doch noch von ihm einschüchtern zu lassen. Ich hatte schließlich mit eigenen Augen gesehen, dass der Mann unter diesen feinen Stoffen genauso atmete und blutete wie ich auch.

»Die Köchin bringt sie zur Wäscherei. Als Dank für den guten Willen deiner Familie.« Er nahm das Buch entgegen, betrachtete die Buchstaben auf dem Einband und schnaubte amüsiert, als hätten sie ihm einen alten Witz erzählt. Dann ließ er es achtlos auf einen absurd kleinen, runden Tisch fallen, der neben ihm stand.

Der Einband klatschte auf das polierte Holz und ließ mich missbilligend das Gesicht verziehen. Hoffentlich hatte er das

nicht gesehen, sonst würde er den Lohn am Ende noch weiter kürzen. »Wie lange dauert das?«

Er zuckte mit den Schultern. »Bis morgen vielleicht.« Schlendernd steuerte er ein riesiges Buch an. Es lehnte aufgeschlagen auf einem schrägen Tischchen, das nur für diesen Zweck gebaut war. »Das hier wäre eine sehr viel angebrachtere Lektüre für Bauern. Vielleicht könnte dein Vater hier einige Ratschläge finden, die eure Lage verbessern könnten.« Er klappte den Deckel zu und präsentierte mir die Buchstaben auf dem Einband. »Hast du schon mal von diesem Autor gehört?« Sein lauernder Ausdruck ließ vermuten, dass sich hinter der Frage irgendeine Art von Test verbarg.

Ich zwang meinen Blick weg von den geheimnisvollen Zeichen und zurück in sein Gesicht, bevor er meine Unfähigkeit zu Lesen entdecken konnte. Diesen Anlass zum Spott würde ich ihm nicht auf dem Silbertablett servieren. »Sie haben die Kleidung meines Vaters weggegeben und wissen nicht, wann ich sie wiederbekommen kann? Denken Sie, dass ich nichts Besseres zu tun habe, als tagtäglich nach Grenoble zu marschieren?«

Seine Augenbraue hob sich missbilligend, also deutete ich einen Knicks an und wiederholte mit einem Augenrollen: »Denken Sie, dass ich nichts Besseres zu tun habe, *Monsieur*?«

Mein sarkastischer Tonfall schien ihm noch weniger zu gefallen, denn seine Lippen wurden schmal. »Gibt es dich eigentlich auch mit Manieren?«

»Das kommt darauf an«, gab ich zurück. »Gibt es Sie denn auch mit Gefühlen?«

Seine Kiefer traten markant hervor, als er die Zähne zusammenbiss, doch ehe er etwas erwidern konnte, huschte die Köchin mit einem Tablett in den Raum.

»Monsieur de Vernier, Sie und Ihr Gast müssen ausgehungert sein, hier eine kleine Stärkung.« Sie balancierte das Tablett geschickt auf einer Hand, um das Buch vom Tischchen zu nehmen. Kurzerhand drückte sie mir den Ledereinband in die

Hand und stellte zwei Teller mit hellem weißem Brot und dick geschnittenen Käsescheiben dort ab, wo er eben gelegen hatte.

Als sie aufschaute und mich verdutzt mit dem Buch in der Hand dastehen sah, lachte sie herzlich. »Merk dir die Plätze der Bücher gut, Kind. François versicherte, dass Monsieur de Vernier ein fleißiger Leser sei.«

Ich runzelte die Stirn. »Was scheren mich die Gewohnheiten vom Monsieur?«

Seufzend rieb sich de Vernier neben mir die Stirn.

Der Blick der Köchin glitt unsicher von mir zu ihm. »Verzeihen Sie, Monsieur. Ist sie nicht das neue Hausmädchen?«

Er starrte sie an. »Ich wusste bis eben nicht, dass sich das Hausmädchen davongemacht hat. Fällt dir kein Ersatz ein?« Er warf mir einen Seitenblick zu. »Einer mit brauchbaren Manieren?«

»Meine Nichte aus Paris ist auf der Suche nach einer neuen Anstellung an einem ... ruhigeren Ort. Sie bringt gute Zeugnisse mit. Aber es würde sicherlich zwei Wochen dauern, ehe sie hier sein könnte.«

»Zwei Wochen«, wiederholte de Vernier tonlos. Er schaute mich an und sprach langsam, als wäre ich ein bockiges Kind. »Ich frage dich noch einmal: Gibt es dich auch mit Manieren? Bist du fähig, dich zwei Wochen am Riemen zu reißen?«

Mich am Riemen zu rei ... – moment mal. Bot mir der arrogante Schnösel gerade ernsthaft eine Anstellung an? Ob zwei Wochengehälter als Hausmädchen ausreichten, um Joelle einem Arzt vorzustellen?

Ich biss mir auf die Lippe, um die schnippische Erwiderung in meinem Mund einzusperren. Diese Gelegenheit durfte ich nicht ungenutzt verstreichen lassen, selbst wenn es hieß, dass ich für diesen unausstehlichen Menschen arbeiten musste. Diesen Preis war ich gerne bereit, für meine Schwester zu zahlen.

Der Hauch eines Grinsens im Gesicht von de Vernier. »In deinem Kopf steckt also doch mehr als nur Unverschämtheiten.« Ehe ich ihm eine wüste Antwort an den Kopf werfen

konnte, fuhr er rasch mit erhobener Stimme fort. »Geh nach Hause und hole die Erlaubnis deines Vaters ein. Er soll dich begleiten, damit ich mit ihm einen angemessenen Lohn aushandeln kann.« Ich wollte ihn daran erinnern, dass der Weg für meinen Vater zu weit war, aber er fuhr fort: »Der Hausdiener wird euch mit einem Karren abholen. François Dubois heißt er.« Er betrachtete mich, offensichtliche Zweifel um seine Mundwinkel. »Ich hoffe nur, dass du irgendwo in deinem Dickschädel genug Fleiß und Manieren verborgen hältst, um die zwei Wochen durchzuhalten.«

Meine Wangen schmerzten, so fest bissen meine Zähne aufeinander. Tatsächlich schaffte ich es, nicht nur die Beschimpfungen zurückzuhalten, sondern mir auch noch ein verkrampftes Lächeln aufs Gesicht zu zwingen. »Sicher.« Für mehr öffnete ich meinen Mund lieber nicht.

Die Köchin fing meinen Blick auf und ihr aufmunterndes Lächeln dämpfte meinen Ärger ein wenig. »Nach dem Waschen mit ein paar ordentlichen Kleidern wirst du sicherlich als Hausmädchen durchgehen, Kind.« Sie schaute auf das Buch in meinen Händen und nickte mit einem Zwinkern in Richtung des Regals.

Ich vermied es bewusst, in die Verniers Richtung zu schauen, um mir seine selbstgefällige Miene zu ersparen, ging zum Regal und schob das Buch sorgsam zurück an seinen Platz. Bücher vom Boden bis an die Zimmerdecke. Die konnten mir in den zwei Wochen wenigstens etwas Trost spenden, während ich hier das Geld für Joelles Behandlung verdiente.

Ich holte tief Luft, drehte mich um und starrte angestrengt an die Verniers Ohr vorbei auf die Bücher an der anderen Wand des Raumes. Diesmal, den Blick fest auf die ledernen Einbände geheftet, fühlte sich mein Lächeln fast schon ehrlich an. »Bis morgen, Monsieur.«

Dir hat die Leseprobe gefallen?

Dann bestelle dir das E-Book vor!

[HIER KLICKEN](#)